

DAS WALLIS IN BEWEGUNG  
EIN FORSCHUNGSBERICHT ZUR MIGRATIONSGESCHICHTE  
IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

*Patrick Willisch*

*Für Karin, die diese Arbeit  
geduldig begleitet hat*

*1 Einleitung*

Bei der ersten eidgenössischen Volkszählung im Jahr 1850 belief sich der Anteil der Ausländer im Wallis auf 2,2%.<sup>1</sup> 60 Jahre später hatte sich diese Zahl auf 11,2% verfünffacht und lag nur noch 3,5% unter dem schweizerischen Durchschnittswert.<sup>2</sup> Ende 2014 besass mehr als jeder fünfte Einwohner (22,7%) im Wallis keinen Schweizer Pass,<sup>3</sup> womit unser Kanton nur noch rund 1,5% unter dem schweizerischen Durchschnittswert liegt.<sup>4</sup>

Obwohl die ausländische Bevölkerung massgeblich an der Industrialisierung und Modernisierung unseres Kantons beteiligt war – man denke allein an den Bau der Eisenbahntunnels, Strassen und Staudämme – fristete sie lange ein Schattendasein in der Walliser Geschichtsschreibung. Wie lässt sich das erklären?

Das Wallis ist beileibe kein Einzelfall, denn auch in der Schweiz erwachte das Interesse an historischen Studien über die Einwanderung erst spät, weil viele Historiker sich seit den 1970er Jahren der spektakuläreren Geschichte der schweizerischen Auswanderung zuwandten. So entstanden zahlreiche Studien zur Auswanderung wie etwa das Werk von Leo Schelbert über die transatlantische Auswanderung in die USA.<sup>5</sup> Sehr gut erforscht ist auch die zahlenmässig weit weniger ins Gewicht fallende schweizerische Auswanderung nach Russland.<sup>6</sup>

1 *Papilloud*, *Les étrangers et l'intégration*, S. 16.

2 *Arlettaz*, *Les étrangers et la nationalisation du Valais*, S. 68.

3 [<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/02/blank/key/bevoelkerungsstand/02.html>], Ständige Wohnbevölkerung nach Geschlecht, Staatsangehörigkeitskategorie und Kanton am Ende des Jahres 2014.

4 Ebd.

5 *Schelbert*, *Einführung*.

6 *Goehrke*, *Die Auswanderung aus der Schweiz*, S. 291–324.

Heiner Ritzmann-Blickenstorfer<sup>7</sup> erforschte anhand von grossen Datensätzen quantitativ die Ursachen der schweizerischen Überseewanderung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Diverse mikrohistorische Studien beschäftigten sich in der Folge mit einzelnen Emigrantenschicksalen<sup>8</sup> oder Wanderungsbewegungen von Individuen aus einer Region.<sup>9</sup> Béatrice Ziegler<sup>10</sup> untersuchte die Rolle der Frauen im Auswanderungsprozess. Einige Arbeiten beschäftigten sich mit der Rolle von Schweizer Emigranten und ihren Unternehmen in der Zeit der kolonialen Expansion und des Sklavenhandels.<sup>11</sup> Leider ist die Geschichte der Rückwanderung<sup>12</sup> bisher wenig erforscht worden. Es fehlt jedoch nicht an Untersuchungen über die Rolle der offiziellen Schweiz, der kantonalen Behörden und gemeinnützigen Vereine im Auswanderungsprozess<sup>13</sup> und über die Kontakte der Emigranten zum Heimatland.<sup>14</sup>

Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, einerseits einem breiten Publikum die Migrationsgeschichte unseres Kantons näher zu bringen, die zum grossen Teil auf Untersuchungen von französischsprachigen Historiker/-innen beruht, und andererseits auf bestehende Forschungslücken aufmerksam zu machen. Angesichts der weltweiten Flüchtlingsströme erscheint mir die Auseinandersetzung mit der Migrationsgeschichte des eigenen Kantons sinnvoller denn je.

## 2 Auswanderung

### 2.1 Zielländer, Quellenlage, einige Zahlen und Ursachen der Auswanderung

Im Kanton Wallis – einem Auswanderungsgebiet par excellence – entstand Mitte der 1980er Jahre die erste grössere Studie über die Auswanderung. Alexandre und Christophe Carron beschrieben in zwei Bänden<sup>15</sup> die Walliser Auswanderung nach Algerien, Argentinien, Brasilien und Chile. Den Schwerpunkt der beiden

7 Ritzmann-Blickenstorfer, *Alternative Neue Welt*.

8 Cheda/Raggi, *Dalla Russia senza amore*; Davatz/Davatz, *Bitterer Kaffee – ein Bündner Lehrer in Brasilien*, in: Dietrich/Rossfeld/Ziegler, *Der Traum vom Glück*, S. 22–40; Abegg/Lüthi, *Small Number – Big Impact*; Maeder/Niederhäuser, *Käser, Künstler, Kommunisten*.

9 Michael-Caffisch, *Hier hört man keine Glocken*.

10 Ziegler, *Die Rolle der Frauen im schweizerischen Auswanderungsprozess*, S. 363–369; *dies.*, *Schweizerinnen wandern aus*, S. 120–143.

11 Vgl. Veyrassat, *Réseaux d'affaires internationaux, émigrations et exportations*; David/Bouda/Schauvelbuehl, *La Suisse et l'esclavage des Noirs*.

12 Furter/Head-König/Lorenzetti, *Les migrations de retour – Rückwanderungen*; Voegeli, *Die Rückkehr der Russlandschweizer*.

13 Arlettaz, *La Nouvelle Société Helvétique*, S. 37–64; Mauron, *La Réincarnation d'Helvétia*; Dietrich/Rossfeld/Ziegler, *Der Traum vom Glück*.

14 Skenderovic, *L'immigration en Suisse*, S. 26–28.

15 Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bde. 1 und 2.

Bände bildet dabei die Auswanderung nach Argentinien, wo sich rund 80% aller Walliser Migranten des 19. Jahrhunderts ansiedelten. Ein dritter, noch ausstehender Band soll sich mit den Wanderungsbewegungen der Walliser in die USA und nach Kanada beschäftigen.

Die genaue Zahl der Auswanderer lässt sich aufgrund der Quellenlage nicht mehr feststellen, denn ein kantonales Auswanderungsregister<sup>16</sup> besteht erst seit dem Jahr 1871. Dieses Auswanderungsregister wurde für die Zeit von 1818 bis 1871 rückwirkend aufgrund von Angaben der Gemeinden erstellt, welche die Namen ihrer ausgewanderten Gemeindebürger auf Listen vermerkten. Das Register weist grosse Lücken auf, hält es doch im Jahr 1870 keine Auswanderer fest, obwohl sich aufgrund anderer Quellen feststellen lässt, dass mindestens hundert Walliser/-innen emigrierten. Auch die Zahl der Migranten nach Algerien wurde massiv unterschätzt. Laut dem Auswanderungsregister entschieden sich zwischen 1849 und 1879 6629 Personen aus dem Wallis für die transkontinentale Migration. Alexandre und Christophe Carron schätzen die Zahl der Auswanderer (1850–1880) nach der Analyse von Listen der Auswanderungsagenturen, der Häfen und von Briefen auf rund 10'000.<sup>17</sup> Eric Maye geht für den gleichen Zeitraum sogar von 15'000 Emigranten aus.<sup>18</sup> Die eidgenössischen Erhebungen der Jahre 1868–1914 sind zuverlässiger, wobei aber Walliser Migranten ohne Gemeindebürgerrecht nicht erfasst wurden. Die Bezirke Raron, Brig, Visp, Hérens, Entremont, Martigny und Monthey waren überproportional von der Auswanderung betroffen. Im Gegensatz zu anderen Schweizer Emigranten, für die die USA das Hauptzielland darstellten, wanderten die Walliser im 19. Jahrhundert vor allem nach Südamerika (über 85%), wobei sich die meisten in Argentinien ansiedelten (80%), die restlichen 5% liessen sich in Brasilien, Uruguay oder Chile nieder. Auf Nordamerika entfallen im 19. Jahrhundert nur 12%. Der Anteil der Auswanderer nach Nordafrika liegt laut Alexandre und Christophe Carron bei 3%.<sup>19</sup> Eric Maye geht dagegen von etwas weniger als 5% aus.<sup>20</sup> Richtung Australien, Neuseeland und Kanada brachen Ende des 19. Jahrhunderts nur vereinzelte Walliser Migranten auf.

Die Hauptgründe für die Massenauswanderung der Walliser in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehen Alexandre und Christophe Carron in der Armut und den fehlenden wirtschaftlichen Ressourcen des Kantons. Die Gegenden, welche die höchste Anzahl von Kleinparzellen aufwiesen, stellten auch am meisten Auswanderer. In der Landwirtschaft hielten die Bauern an altbekannten Methoden

16 StaVS, DI, 358, Registre des émigrés.

17 Vgl. Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 1, S. 19f.

18 Maye, *L'émigration valaisanne en Algérie*, S. 132.

19 Vgl. Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 1, S. 20–22.

20 Maye, *L'émigration valaisanne en Algérie*, S. 132.

fest und verzichteten auf den Einsatz von neuen Techniken, wodurch die Erträge der oft kargen Böden noch spärlicher ausfielen. Die erste landwirtschaftliche Schule wurde denn auch erst 1892 in Ecône gegründet. Ein frostiger Frühling, ein verregener oder zu trockener Sommer, eine Überschwemmung oder ein Brand konnten die Ernte zerstören und die Existenz von Familien gefährden. Einige Familien waren dermassen verschuldet, dass ihnen nach dem Verkauf ihrer Häuser und Güter kaum noch die Mittel für die bevorstehende Auswanderung blieben. Zwischen 1857 und 1867 zerstörten mehr als 90 Brände an die 600 Häuser. Hinzu kamen Naturkatastrophen wie das Erdbeben von 1855 oder Überschwemmungen in den Jahren 1860, 1866, 1868 und 1870–1876.

## 2.2 Auswanderung nach Brasilien

### 2.2.1 Die Ursachen der Auswanderung

Die erste grössere transatlantische Auswanderungswelle erfasste den Kanton bereits im Jahr 1819. Drei Jahre zuvor hatte das schlechte Wetter im Wallis wie in der Schweiz die Ernten zerstört: Getreide, Heu, Kartoffeln, Gemüse, Früchte und die Reben gediehen wegen Schnee und Überschwemmungen nicht. Hinzu kam eine Wirtschaftskrise mit steigender Arbeitslosigkeit, sinkenden Löhnen und Massenarmut. Trotz staatlicher und privater Hilfe konnten mehrere Kantone ihre Bewohner nicht von der Auswanderung abhalten. Rund 10'000 Schweizer/-innen vor allem aus Industrieregionen verliessen in den folgenden Jahren die Schweiz in Richtung USA.

Im Wallis mussten 1816 wegen des langen Winters und späten Frühlings, der auf den Ausbruch des Vulkans Tambora<sup>21</sup> (Indonesien) im Jahr 1815 zurückzuführen war, monatelang Essrationen an die Ärmsten ausgeteilt werden. Ausserdem verschlechterte sich die Lage im Unterwallis anfangs Mai 1818 durch einen Gletscherabsturz (Giétroz), dem zehn Menschen zum Opfer fielen und der mit seinen gewaltigen Wassermassen ganze Landstriche zwischen Bagnes und Martinach verwüstete, Hunderte von Häusern und die meisten Brücken mit sich riss, nochmals.

Hinzu kam, dass die Napoleonischen Kriege mit ihren Requisitionen das Wallis erschöpft hatten, welches mit seinem spärlichen und kargen Boden die steigende Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte.

21 Vgl. *Behringer*, Tambora, S. 46–51.

### *2.2.2 Die lange und gefährliche Schiffsfahrt von Dordrecht nach Rio de Janeiro*

Angesichts der schwierigen Lage erstaunt es nicht, dass sich 160 Walliser/-innen ein Jahr später für die Auswanderung nach Brasilien entschieden. Zwei Freiburger Geschäftsleute hatten den portugiesischen König Johann VI. von der Gründung der Kolonie Nova Friburgo überzeugen können, die in der Gegend von Morro Queimado im Distrikt Cantagallo, 120 Kilometer von Rio de Janeiro entfernt, entstehen sollte. Die Siedler mussten Katholiken sein, die portugiesische Staatsbürgerschaft annehmen und dem König Portugals Treue schwören. Den Einwanderern wurden die Transportkosten bezahlt, ein Landlos, Tiere und die Aussaat zur Verfügung gestellt. Während zehn Jahren sollten sie steuerlich begünstigt werden und sie erhielten das Recht Sklaven zu halten. Insgesamt gehörten 2006 Personen dem ersten Konvoi an, wobei Freiburg mit 830 Auswanderern am stärksten vertreten war, danach folgten der Berner Jura (500), das Wallis (160), der Aargau (143), Luzern (140), Solothurn (118), die Waadt (90), Schwyz (17), Neuenburg (5) und Genf (3). Fast die Hälfte der Walliser (77) stammte aus dem Entremont, das vom Gletschersturz stark betroffen war, 29 aus Saxon, 19 aus Martinach, 17 aus Finhaut, 5 aus Chamoson, 7 aus Ems, je 2 aus Saillon, Vionnaz und je eine Person aus Bramois und Muraz.

Die Schiffsreise von Dordrecht (Niederlande) nach Rio de Janeiro dauerte über zwei Monate. Fast jeder sechste Passagier überlebte die transatlantische Überfahrt in den überfüllten Schiffen nicht und fiel der Malaria, dem Typhus oder dem Fieber zum Opfer. Bei den Wallisern sind neben 16 Todesfällen auch drei Geburten zu verzeichnen. Nach der Ankunft in Rio stand den Siedlern noch eine zwölf-tägige Reise nach Nova Friburgo bevor. Die letzten Schweizer Siedler trafen erst am 18. Februar 1820 an diesem Zielort ein. Fast jeder fünfte Auswanderer hatte die von zwei Freiburger Geschäftsleuten ungenügend geplante sechsmonatige Reise nicht überlebt: Die meisten waren während der Überfahrt gestorben, andere vor dem Antritt der Schiffsreise in Holland oder nach der Ankunft in Brasilien, darunter befanden sich 23 Walliser/-innen.

### *2.2.3 Die schwierigen Anfänge in Nova Friburgo und der Umzug in fruchtbarere Regionen*

Nova Friburgo liegt auf einer Höhe 847 Metern nordöstlich von Rio de Janeiro im Tal des Rio Bengale und ist von Bergen umgeben. Das Klima ist im Winter eher kühl, im Sommer dagegen gemässigt. Die Region sollte die Schweizer Siedler an ihre Heimat erinnern, die eine gewisse Ähnlichkeit zum Greyerzerland und zu den Voralpen aufwies.

Die Siedler wurden in einfachen Behausungen untergebracht und mussten wegen der starken Regenfälle darauf warten, bis sie ihr Land roden und aussäen konnten. Die schlechte Ernährung führte zu Durchfall, Ruhr und Fieber und dezimierte die Siedler, von denen seit der Ankunft bis Ende Juni bereits 131 gestorben waren. Mit der Trockenzeit verbesserte sich die Stimmung in Nova Friburgo, Brücken und Wege wurden erstellt und die Häuser ausgebaut. Durch das Los erhielt jede Familie ihr Land zugeteilt. Schwarze bauten das Krankenhaus, die Kaserne und die Hallen.

Die Siedler erhielten Gross- und Kleinvieh sowie die Aussaat und bereiteten das Land durch Brandrodung auf den Anbau von Mais und schwarzen Bohnen vor. Die sich von November bis Dezember hinziehenden starken Regenfälle liessen jedoch die erste Ernte verfaulen, worauf sich die Siedler enttäuscht nach Nova Friburgo zurückzogen, das mit seinen verschlammten und überfluteten Strassen einen trostlosen Anblick bot. Die Siedler waren nun mehr denn je auf die Unterstützung der brasilianischen Behörden angewiesen. Aber mit König Johann VI. kehrte auch der Inspektor der Kolonialbehörde Miranda, der grosse Mentor von Nova Friburgo, Ende April 1821 nach Portugal zurück. Deshalb blieben die Subsidien der Kolonialbehörde in den Wirren um die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal aus. Die Lage in der Kolonie Nova Friburgo spitzte sich derart zu, dass die Siedler in ihrem Heimatland um Hilfe nachsuchten. Die kantonalen Regierungen unternahmen jedoch nichts, um ihnen zu helfen. Schliesslich sammelten die Auslandschweizer Geld für ihre Landsleute. Auch in Freiburg und Luzern wurden Geldkollekten organisiert. Ende August 1822 gewährte die brasilianische Regierung der Schweizer Kolonie neue Subsidien, zugleich erneuerte und verbesserte man die Verwaltung in Nova Friburgo. Ausserdem fiel die zweite Mais- und Erbsenernte sehr gut aus, was sich in den nächsten Jahren wiederholte. Mehrere Siedler hatten die Kolonie allerdings inzwischen bereits verlassen und in Rio de Janeiro Arbeit gefunden, einige verdingten sich in der Armee. Viele Walliser waren mit Ambitionen nach Nova Friburgo gekommen und wollten sich jetzt nicht mit einer Subsistenzwirtschaft wie im Wallis begnügen, zumal sich die karge Erde nicht für den lukrativen Anbau von Kaffee oder Zucker eignete. Viele Siedler verliessen Nova Friburgo und suchten ihr Glück auf eigene Faust in fruchtbareren Regionen. 1820 zählte Nova Friburgo noch 1662 Schweizer, zehn Jahre später waren es nur noch 632. Auch noch 40 Jahre nach seiner Gründung blieb Nova Friburgo eine bescheidene Siedlung. Die Schweizer Siedler zogen entweder in die Region Macahé im Nordosten von Nova Friburgo oder in den Distrikt Cantagallo, der nördlich von Nova Friburgo liegt. Beide Regionen eignen sich aufgrund ihres Klimas und der Bodenbeschaffenheit für den Anbau von Kaffee. Nicht wenige Siedler erwarben sich durch Kaffee- oder Zuckerplantagen Reichtum. Es fällt auf, dass sie rasch die Methode der Brandrodung und den Einsatz von Sklaven bei der Bewirtschaftung ihrer Felder von den brasilianischen Pflanzern übernahmen.

Dies gilt beispielsweise für Jérémie Lugon-Moulin aus Finhaut, der Nova Friburgo bereits 1823 verlassen und sich im Cantagallo niedergelassen hatte, und kurze Zeit später einen Sklaven für 1812 französische Francs erstand.

Einige Walliser Familien aus Vouvry, Charrat und Saxon (rund 150 Personen) liessen sich Mitte der 1870er Jahre in der Provinz Rio Grande do Sul mit dem Zentrum Porto Alegre nieder. Zuerst erkundeten 1874 drei Familien die Lage in der Kolonie Santa-Maria und nachdem sie grünes Licht gegeben hatten, folgten ihnen die restlichen Siedler in den Süden Brasiliens.<sup>22</sup>

### 2.3 Auswanderung nach Argentinien

#### 2.3.1 Die argentinische Migrationspolitik

Argentinien zählte im Jahr 1850 nur rund eine Million Einwohner. Vierzig Jahre später wuchs die Bevölkerung auf über 3,3 Millionen an. Alle Regierungen Argentiniens im 19. Jahrhundert vertraten die Ansicht, dass das weitgehend menschenleere Argentinien nur mit Hilfe europäischer Einwanderer entwickelt werden könne: «Gobernar es poblar» (regieren heisst bevölkern) war die Grundüberzeugung, die auch die Bevölkerung teilte. Der Grossteil der Einwanderer stammte jedoch nicht wie erwünscht aus Nordeuropa, sondern aus Italien und Spanien sowie Osteuropa. Obwohl die Regierung das Landesinnere und die Grenzgebiete nach amerikanischem Vorbild durch Zuwanderung erschliessen wollte, wo ein moderner Agrarkapitalismus durch Familienbetriebe entstehen sollte, nahmen die europäischen Einwanderer in den Städten Wohnsitz und dienten als Arbeitskräftereservoir für die beginnende Industrialisierung und das auszubauende Transport- und Dienstleistungswesen. 1895 besass nur ein Zehntel der europäischen Zuwanderer Grundbesitz.<sup>23</sup>

Argentinien förderte die Einwanderung, indem es den Siedlern fruchtbare Ländereien, Vieh, die Aussaat, Unterkunft und Holz zum Bau der Häuser und Ställe, Nahrungsmittel und eine finanzielle Starthilfe versprach, die nach einer gewissen Zeit rückerstattet werden musste. In Buenos Aires wurde in den 1870er Jahren eine Behörde für die Immigranten eingerichtet, welche die Einwanderer empfing, während den ersten vier Tagen für deren Unterkunft und Verpflegung aufkam und ihnen bei der Suche nach Siedlungsplätzen half.

Die Republik Argentinien setzte auf die Hilfe der Auswanderungsagenturen in Europa, um mehr Siedler anzuziehen. In der Schweiz befanden sich die meisten in Basel, die Agenten in den Kantonen hatten. Beck & Herzog aus Basel und Jean

22 Zum Kapitel: *Carron/Carron*, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 2, S. 209–243. Vgl. auch *Nicoulin*, *La Genèse*.

23 *Riekenberg*, *Kleine Geschichte Argentiniens*, S. 99.

Barbe aus Le Havre begannen Mitte der 1850er Jahre mit der Anwerbung von Siedlern im Wallis und konnten dabei auf Agenten aus Mörel, Sitten und Martigny zurückgreifen. Als Werbemedium spielten die Zeitungen eine wichtige Rolle, in denen Artikel, Anzeigen und Briefe der Siedler abgedruckt wurden.

Sobald die Agenten genügend Siedler angeworben hatten, organisierten sie die Reise in die Ausgangshäfen, wo ein Verantwortlicher der Agentur die Emigranten bis an ihr Ziel begleitete. Die Auswanderungsagenturen besaßen zwar keine eigenen Schiffe, verfügten aber gemäss Absprache mit Maklern über eine gewisse Anzahl reservierter Plätze auf den Schiffen. Wenn die Auswanderer einen Ansiedlungsvertrag abgeschlossen hatten, musste der Vertreter der Auswanderungsagentur im Zielland überprüfen, ob die Bedingungen für die Ansiedlung eingehalten wurden. Für jeden Auswanderungsvertrag erhielt der Agent eine Provision zwischen 10 und 50 Franken.<sup>24</sup>

### *2.3.2 Erste kantonale und schweizerische Gesetze zur Auswanderung*

Erst 1856 erliess der Staatsrat Vorschriften bezüglich der Auswanderung: Ein Familienvater musste im Besitz von mindestens 1200 Franken, eine ledige Person von 800 Franken sein, um die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. Die Walliser Regierung wollte mit dieser Regelung der Rückwanderung von armen Migranten vorbeugen. Im selben Jahr verbot der Staatsrat den Auswanderungsagenturen ihren Geschäften im Wallis ohne eine spezielle Bewilligung des Departements des Inneren nachzugehen. Diese wurde auch nur erteilt, wenn die Agentur einen Vertrag mit den Behörden des Ziellandes vorweisen konnte, der akzeptable Bedingungen für die Aufnahme der Neusiedler enthielt. Ausserdem hatte die Agentur die Auswanderer bis an den Zielort zu führen und im Wallis eine gewisse Summe als Kautions hinterlegen. Nach einigen schlechten Erfahrungen verbot der Kanton Wallis 1863 den Abschluss von Ansiedlungsverträgen vor der Abreise und erlaubte nur mehr Verträge, welche den Transport und die Überfahrt regelten.

Um illegale Auswanderungen zu verhindern, mussten die Agenturen die Namen der Emigranten ab 1872 im Amtsblatt veröffentlichen. Zwei Jahre später übernahm der Bund die Aufsicht über die Auswanderungsagenturen und erliess die diesbezüglichen gesetzlichen Vorschriften.

1883 verlangte der Staatsrat von den Präfekten in den verschiedenen Bezirken einen Bericht über die Auswanderung, um deren Ursachen zu erkennen und die Folgen für die lokale Wirtschaft besser abzuschätzen. Aus dem Bericht geht hervor, dass die Behörden für bessere wirtschaftliche Rahmenbedingungen sorgen,

<sup>24</sup> Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 1, S. 28–33.



die Auswanderung nicht verbieten, sondern gezielter steuern und vor allem die Auswanderer schützen sollten.

Der Walliser Staatsrat, der die Auswanderung nicht verhindern konnte und aus liberalen Gründen nicht stoppen wollte, beschränkte sich während der gesamten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darauf, den Schutz der Auswanderer zu gewährleisten. Nichtsdestotrotz verbarg die Walliser Regierung nie ihre feindliche Haltung gegenüber der Emigration und warnte mit Hilfe von Zeitungsartikeln immer wieder vor den Gefahren der Auswanderung.<sup>25</sup> Zu deren negativen Folgen zählten laut Staatsrat 1872 der Verlust von Arbeitskräften und Kapital, die ungewisse Zukunft der Siedler und die Kosten für arme Rückwanderer. Die Armut als Hauptursache für die Auswanderung wollte er jedoch nicht gelten lassen. Die Propaganda der bereits Ausgewanderten, die Auswanderungsagenturen, die hohen finanziellen Belastungen der Rhonetalgemeinden und «die Unzufriedenen, die immer anderswo ohne Erfolg ihr Glück versuchen», machte der Staatsrat für ausserordentliche Auswanderungsraten verantwortlich.<sup>26</sup>

### *2.3.3 Die strapaziöse Reise nach Argentinien*

In den 1850er Jahren verliessen die Walliser Emigranten ihren Kanton auf schwer beladenen Fuhrwerken im Konvoi und begaben sich nach Basel oder Genf. Ab 1860 konnten sie in Sitten in den Zug steigen. Die Auswanderungsagenturen organisierten die Reisen zu den Ausgangshäfen und waren gemäss Vertrag für die Unterkünfte und den Schutz der Migranten verantwortlich. Die wichtigsten Häfen für die Überseewanderungen waren Le Havre, Anvers, Dünkirchen und Bordeaux, aber auch Marseille, Genua, Amsterdam und Rotterdam. In diesen Häfen betrug die Wartezeit bis zur Überfahrt in die Neue Welt einige Tage, aber manchmal auch einige Wochen. Die Auswanderer wurden im Transitland oft Opfer von Diebstählen und Betrügereien. Deshalb schuf die Schweiz 1888 in Bern eine Auswanderungsbehörde, um die Interessen der Auswanderer besser zu schützen und liess die Konvois von eidgenössischen Beamten überwachen.

Die Reise auf Segelschiffen in die USA dauerte um Mitte des 19. Jahrhunderts 35–40 Tage, nach Argentinien und Brasilien sogar 50–60 Tage, bei schlechter Witterung jedoch erheblich länger. Die meisten Auswanderer hausten auf dem stinkigen, schlecht belüfteten und feuchten Zwischendeck auf einer kleinen Fläche von 30 auf 10 Metern, wo sich 600 bis 800 Passagiere zusammenpferchten. Angesichts der engen Platzverhältnisse waren die Schlafstätten eine Brutstätte für Infektionskrankheiten: Typhus, Ruhr, die Pocken oder Cholera führten immer wieder zu

<sup>25</sup> Ebd., S. 33–36.

<sup>26</sup> *Arlettaz, L'émigration*, S. 76f.

Todesfällen. Die Walliser Emigranten litten weniger an Cholera als auf anderen Schiffen, blieben aber nicht vom Fieber verschont, welches beispielsweise auf der 64 Tage dauernden Überfahrt von Le Havre (März 1857) nach Argentinien 12 Opfer forderte.

Das Wasser war streng rationiert. Die Walliser beklagten sich immer wieder darüber, dass das Versprechen einer ausgewogenen und ausreichenden Ernährung nicht eingehalten wurde. Wer keine zusätzlichen Nahrungsmittel mitgenommen hatte, den plagte manchmal der Hunger. Der rüde Umgang der Besatzung und des Kapitäns mit den Passagieren findet ebenfalls Erwähnung. Der Kapitän eines norwegischen Dampfschiffes sperrte einen Walliser, der sich 1874 auf der Reise von Le Havre nach Buenos Aires im Namen seiner Landsleute über das Essen und die schlechte Behandlung durch die Besatzung beschwerte, kurzerhand sieben Tage ein. Später liess er zwei Kanonen auf das Deck richten, um die Passagiere einzuschüchtern, worauf nach dem Einlaufen in Buenos Aires eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde.

Mit dem Einsatz der Dampfschiffe verkürzte sich die Reisezeit beträchtlich und durch die grösseren Schiffe stand den Passagieren mehr Platz zur Verfügung. Da das Schiff während der Reise nunmehr andere Häfen anlief, konnte es mit frischen Lebensmitteln und Wasser versorgt werden. Die anfänglich hohen Preise für die transatlantische Überfahrt auf einem Dampfschiff sanken infolge der grossen Konkurrenz zwischen den Reedereien.<sup>27</sup> Die sinkenden Transportkosten und die kürzeren Reisezeiten sowie der starke Bedarf der argentinischen Landwirtschaft an saisonalen Arbeitskräften führten in den 1880er Jahren zum neuen System der transatlantischen Saisonwanderungen: Junge Männer aus Italien arbeiteten bis Oktober/November als Erntehelfer in Italien, schifften sich dann nach Buenos Aires ein, wo sie im späten Frühling eintrafen und im Sommer und Herbst auf argentinischen Feldern arbeiteten, bevor sie dann im Februar/März wieder nach Italien zurückkehrten. Diese Arbeiter nannte man «Golondrinas» (Schwalben). Den Höhepunkt erreichte diese saisonale Arbeitswanderung zwischen 1908 und 1912, als jährlich 30'000–35'000 «Golondrinas» aus Italien in Argentinien gearbeitet haben sollen.<sup>28</sup>

#### 2.3.4 Neue Agrarsiedlungen in der Pampa

In den 1870er Jahren kam es in der Pampa zu einer agrarischen Revolution, die von dem Eisenbahnbau begünstigt wurde. War Argentinien 1870 noch auf den Import von Weizen und Mehl angewiesen, so produzierte es zehn Jahre später

27 Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 1, S. 37–44.

28 Oltmer, *Globale Migration*, S. 51f.

mehr Getreide als jedes andere Land. 1885 nutzte man ungefähr 2,5 Millionen Hektar Land in der Pampa für den Getreideanbau. Der Weizenanbau in der zur Getreidezone gewordenen Pampa lohnte sich auch auf kleineren Ländereien. Um den Arbeitskräftemangel zu kompensieren, engagierte man auf grösseren Besitzungen die bereits erwähnten «Golondrinas», für die sich die saisonale Arbeit wegen der hohen Arbeitslöhne lohnte. Die Regierung versuchte nach nordamerikanischem Vorbild europäische Familien in ländlichen Gebieten anzusiedeln. In einzelnen Regionen bildeten sich landwirtschaftliche Kolonien. In der Provinz Santa Fe existierten um 1880 360 Agrarkolonien, in denen über 20'000 Bauern lebten. Auch in den Provinzen Cordoba und Entre Rios bildete sich eine ländliche Mittelschicht aus zugewanderten Bauern.<sup>29</sup> Insgesamt zählte man in den drei Provinzen 695 solcher Agrarsiedlungen mit mehr als 53'000 Farmen.<sup>30</sup>

### *2.3.5 San José und Esperanza: Agrarsiedlungen der französischsprachigen Walliser*

In den Kontext dieser Agrarkolonien gehören auch die Walliser Siedler, die sich in den Provinzen Santa Fe und Entre Rios niederliessen. Ende Juli 1857 trafen die ersten Walliser Familien in der Agrarkolonie San José in der Provinz Entre Rios ein. Ungefähr 400 Walliser liessen sich in der neuen Siedlung nieder. Jede Familie mit mindestens fünf Erwachsenen erhielt für einen Kaufpreis von 500 Franken 27 Hektaren Land, vier Zugochsen, zwei Pferde und zwei Milchkühe mit Kälbern. Für den Kauf der ersten Aussaat, Werkzeuge und Nahrung bis zur ersten Ernte wurde ein Kredit von ungefähr 500 Franken gewährt, auf den man einen Zins von 18% erhob. Die Siedler waren uneingeschränkte Eigentümer ihrer Grundstücke und mussten keine Steuern bezahlen, aber jede Familie hatte sich am Bau von Gemeinschaftsgebäuden zu beteiligen. Im Zentrum der Siedlung blieb eine Fläche für den Bau einer Kirche, Schule und eines Gemeindehauses frei. Rasch wurden die ersten provisorischen Behausungen gebaut und die Felder urbar gemacht und gepflügt. Am Anfang taten sich die Walliser mit dem Einsatz der Ochsen und Pferde schwer. Die Siedler waren von der fruchtbaren Erde, die kaum Steine enthielt, überrascht. Zuerst pflanzten die Walliser Mais, um den Boden für andere Pflanzen fruchtbar zu machen. Danach säte man Kartoffeln, Erdnüsse, Weizen, Gerste und Zuckerrüben. Weniger Erfolg hatte der Anbau von Tabak und Baumwolle. Auch Kirschen, Pfirsiche, Feigen, Oliven und Reben gediehen in der Pampa gut, ebenso allerlei Gemüse in den Gärten, welche die Siedler zum Eigengebrauch anpflanzten. Die Familien besaßen in der Regel ein Dutzend Kühe und einige

29 *Riekenberg*, Kleine Geschichte Argentiniens, S. 101f.

30 *Hensel*, Ein Kontinent in Bewegung, S. 88.



*Abb. 1: Kampf gegen die Heuschreckenplage in San Jerónimo Norte, undatiertes Bild  
(Foto: Julian Vomsattel)*

Pferde, die man für den Transport von Waren oder zum Reiten brauchte. Glücklicherweise zerstörte die Heuschreckenplage 1857 nur einen Teil der Maisernte, was die Behörden jedoch zur Verteilung von Lebensmitteln während sechs Monaten bewog.

Die Siedler hoben das angenehme und gesunde Klima in der Provinz Entre Rios hervor. Es fehlte auch in der Trockenheit nicht an Trinkwasser, das aus zahlreichen Quellen sprudelte oder aus den Brunnen gezogen wurde. Der regelmässige Regen, den oft heftige Gewitter begleiteten, der Wind, die milden und schneelosen Winter finden ebenfalls Erwähnung.

1871 lebten bereits 1864 Siedler (319 Familien) in San José, wobei 132 Familien aus dem Wallis, 103 aus Savoyen und 76 aus dem Piemont stammten. Hinzu kamen je vier deutsche und amerikanische Familien. In den drei Schulgebäuden wurden über 300 Kinder unterrichtet. Eine von Dampfkraft angetriebene Mühle und zwei Windmühlen, 14 Geschäfte, der grosse Bestand an Vieh und Pferden und die guten Ernten des Jahres 1870 waren Anzeichen wirtschaftlicher Prosperität.<sup>31</sup>

31 Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 1, S. 122–160.



Karte 1: Siedlungsgebiete der Walliser in Südamerika  
Vorlage: d-maps.com (bearb. von René Pfammatter)

Viele Walliser Siedler liessen sich 1856 in der Agrarsiedlung Esperanza (Santa Fe) nieder, die damals 1162 Siedler zählte. 100 der 191 Familien stammten aus der Schweiz, wobei das Wallis rund ein Drittel der Auswanderer stellte. Die Anfänge der Agrarsiedlung gestalteten sich wegen der Heuschreckenplage der Jahre 1856–1859, der Trockenheit und heftigen Regenfällen schwierig. Die Regierung der Provinz Santa Fe verzichtete während dieser Zeit auf einen Drittel der Ernte der Agrarsiedler und reduzierte die Anfangsschulden jeder Familie von 1000 auf 400 Franken. Einige Jahre später wurde den Siedlern die Restschuld erlassen. Ab 1861 gedieh Esperanza, denn der Boden erwies sich als sehr fruchtbar, die Heuschrecken blieben aus und die Naturkatastrophen traten seltener auf. Gemäss einer offiziellen Statistik wohnten 1864 bereits 1560 Einwohner in Esperanza. Von den 360 Familien gehörten zwei Drittel der katholischen und ein Drittel der

protestantischen Kirche an. 1884 zählte Esperanza fast 3000 Einwohner und ein Jahr später wurde die Agrarkolonie, die nebst Mühlen zwei Druckereien, drei Hotels und eine Schnapsbrennerei aufwies, durch eine Eisenbahnlinie mit der Provinzhauptstadt Santa Fe verbunden, was den Transport des Getreides und anderer Waren in die Häfen und Städte erleichterte. Dank dem Zufluss weiterer Siedler entwickelte sich Esperanza in den 1880er Jahren zu einem Industrie- und Handelszentrum, das mit Santa Fe, Rosario und Buenos Aires Handelsbeziehungen unterhielt.<sup>32</sup>

### 2.3.6 *San Jerónimo Norte: Die Agrarsiedlung der Oberwalliser*

Zum Zentrum der Oberwalliser Auswanderer in der argentinischen Pampa wurde das ebenfalls in der Provinz Santa Fe gelegene San Jerónimo, das 1858 von fünf Oberwalliser Familien gegründet wurde. In den nächsten Jahren liessen sich 72 weitere Familien aus dem Oberwallis in San Jerónimo nieder, so dass die Zahl der Einwohner bis 1864 auf 485 stieg. Für die Rekrutierung der Siedler im Oberwallis war Lorenz Bodenmann aus Grengiols verantwortlich, der die Reise dreimal selber organisierte und die Auswanderer viermal nach Argentinien führte. Erst bei seiner vierten und letzten Überfahrt überliess er die Anwerbung der Siedler und die Reiseformalitäten einer Auswanderungsagentur, wobei diesmal die Emigranten die Schiffsreise in Le Havre und nicht mehr in Genua antraten. Die guten Nachrichten ihrer Verwandten aus Argentinien bewogen 1868 und 1869 weitere 600 Personen aus dem Oberwallis, sich in San Jerónimo eine neue Existenz aufzubauen.

Die Oberwalliser Siedler wandten sich der Viehzucht zu und pflanzten nur wenig Getreide an. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich stark von den Kolonien Esperanza und San José. 1876 übertraf der Viehbestand von San Jerónimo denjenigen von San José um mehr als das Doppelte. Erst in den 1870er Jahren erkannten die Siedler die Möglichkeiten, die ihnen der Ackerbau bot. Die Produktion von Käse und Butter entwickelte sich nur sehr langsam, weil es vorerst an der Nachfrage fehlte. Erst mit der zunehmenden Erschliessung des Landes durch die Eisenbahn seit 1885 entstand ein lukrativer Markt für Milchprodukte. 1868 starben 80 Personen an der Cholera, in der Nachbarsiedlung Esperanza sogar 200 Menschen. 1859, 1869, 1874 und 1888 brachen in San Jerónimo Pockenepidemien aus. Die Oberwalliser in San Jerónimo versuchten ihre Identität zu bewahren, was ihnen weit besser als in den anderen Siedlungskolonien Argentinien und Brasiliens gelang. Anfangs des 19. Jahrhunderts lehnten die Gemeindebehörden einen

32 Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 2, S. 55–59.

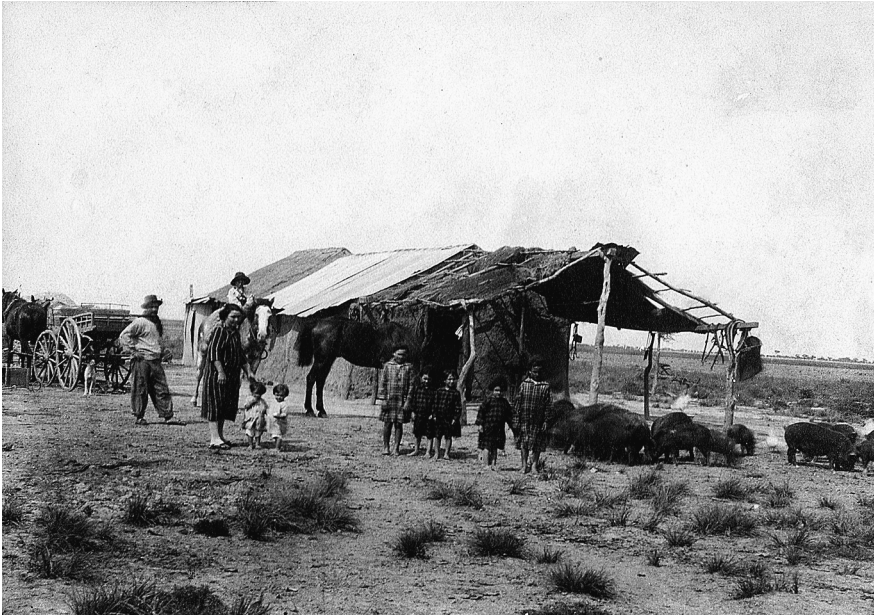


Abb. 2: Hütten der Siedler in San Jerónimo Norte, undatiertes Bild  
(Foto: Julian Vomsattel)

Eisenbahnanschluss ab, weil sie äussere Einflüsse abwehren wollten. Zu Beginn der 1990er Jahre hatten noch 90% der Einwohner von San Jerónimo Norte Oberwalliser Wurzeln.<sup>33</sup> Der Oberwalliser Dialekt blieb bis in die dritte Generation Umgangssprache und bis um die Wende zum 20. Jahrhundert erfolgte der Schulunterricht in deutscher Sprache.<sup>34</sup> Ende der 1920er Jahre nahmen jedoch die Kontakte zwischen der alten und neuen Heimat immer stärker ab und wurden erst in den 1980er Jahren wiederbelebt, als sich einige Oberwalliser auf die Suche nach ausgewanderten Vorfahren in die argentinische Pampa begaben. Die Reisegruppen aus der Schweiz weckten das Interesse an der reich gewordenen Heimat, was in den folgenden Jahren zu einer Art Revitalisierung des Schweizertums in San Jerónimo Norte führte, umso mehr als Argentinien eine Wirtschaftskrise durchlebte. 1984 erschien ein Buch von Emilio Jullier und Gabriel Oggier über die Geschichte der Kolonie San Jerónimo Norte. Die Wiederentdeckung der eigenen Herkunft spiegelte sich in der Gründung eines Ortsmuseums, einer starken Nachfrage nach Deutschkursen und der Vermittlung eines stark idealisierten Bildes

33 Ebd., S. 115–162; vgl. auch *Oggier/Jullier*, *Historia de San Jerónimo Norte*.

34 Vgl. dazu *Anderegg*, *Die Kolonie San Jerónimo Norte*, S. 161–183.

der Schweiz in den Medien, sowie dem Aufbau von Städtepartnerschaften mit der Heimat. Ganz ähnlich verlief der Prozess zwischen den Kolonien in der Provinz Entre Rios und dem Unterwallis.<sup>35</sup>

#### 2.4 Auswanderung nach Südchile (Araukanien)

Einige Familien aus Saxon und der Region Martinach wanderten 1883 nach Araukanien aus, das 600 Kilometer von Santiago entfernt im chilenischen Süden liegt. Erst ein Jahr zuvor hatte die chilenische Armee die wehrhaften Mapuche nach jahrzehntelangem Kampf besiegt und die Regierung liess nun das Land von weissen Siedlern erschliessen, um ein Gegengewicht zu den Mapuche zu bilden. Zwischen 1893 und 1896 liessen sich 2640 Schweizer in Araukanien nieder. Die schwierigen Lebensbedingungen führten dazu, dass diese Zahl der Schweizer im Jahr 1900 auf 1766 sank, wovon 172 aus dem Wallis stammten.<sup>36</sup>

#### 2.5 Auswanderung in die USA

Weniger gut erforscht ist die Auswanderung auf den nordamerikanischen Kontinent, mit der sich vor allem Klaus Anderegg beschäftigt hat.<sup>37</sup>

##### 2.5.1 Vielfältige Wanderungsformen

Im Gegensatz zu anderen Schweizer Kantonen wanderten erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1849/1850) erste Walliser Familien und Individuen aus dem Goms, Brig und Visp in die USA aus. Erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gewannen die USA als Zielland für Walliser Siedler wieder stärker an Bedeutung. In den frühen 1880er Jahren liessen sich über 100 Oberwalliser aus dem vorderen Vispental, von denen die meisten aus Visperterminen stammten, in der Gegend von Morrilton (Arkansas) nieder. 1886–1900 entschieden sich 48,7% der Walliser Emigranten für die USA als Emigrationsland und in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sogar 58,5%. In einigen Bezirken lag die Zahl noch höher, denn drei Viertel aller Emigranten aus Goms, Leuk und Entremont wählten die USA als Destination.<sup>38</sup> Die Auswanderung in die USA erfasste Bezirke und Regionen, die

35 Antonietti/Anderegg, *Die alte und die neue Heimat*, S. 263–271.

36 Vgl. dazu Carron/Carron, *Nos cousins d'Amérique*, Bd. 2, S. 171–186.

37 Anderegg, *Einzelauswanderung aus dem Oberwallis*, S. 185–201.

38 *Ders.*, *Ursachen und Anlässe der Walliser Auswanderung*, S. 133f.





Karte 2: Siedlungsorte in den USA (Arkansas, Kalifornien)  
Vorlage: d-maps.com (bearb. von René Pfammatter)

von der beginnenden Industrialisierung des Wallis kaum betroffen waren. Es handelte sich aber grösstenteils nicht mehr um eine agrarische Siedlungswanderung wie dies für Argentinien der Fall war. Oft wanderten meist Ledige im Gruppenverband in die USA aus, um durch einen längeren Aufenthalt ihre wirtschaftliche Lage in der Heimat zu verbessern. In einzelnen Gemeinden der Bezirke Goms, Östlich-Raron und Leuk bildeten sich Traditionen heraus, was die Wahl des Emigrationszieles in den USA betraf. Der Erfolg der bereits Ausgewanderten überzeugte daheimgebliebene Wanderungswillige, die nun ihrerseits die Reise antraten und dabei auf Netzwerke ihrer bereits in den USA ansässigen Verwandten und Freunde zurückgriffen. Durch die temporäre Auswanderung konnten sich die jungen Leute während einer gewissen Zeit den strengen patriarchalischen Zwängen entziehen oder in Übersee die Zeit bis zum Antritt ihres Erbes im Wallis überbrücken. Ausserdem besass die Wanderung mit Rückkehrabsicht nicht dieselbe Tragweite wie die definitive Emigration einer Familie, was sicher zu dem einen oder anderen impulsiven Entscheid wegen eines Familienstreits oder einer unglücklichen Liebe geführt haben mag. In einzelnen Gemeinden nahm die Auswanderung in die USA um 1900 die Gestalt einer Kettenwanderung an. Unter den Migranten finden wir bemerkenswerterweise auch junge Frauen, die als Dienstmädchen bei wohlhabenderen Familien oder im Gastgewerbe arbeiteten. Es gab

auch verheiratete Männer, die von Amerika aus ihre Familien unterhielten. In den USA halfen bereits ausgewanderte Verwandte und Leute aus demselben Dorf den Neuankömmlingen bei der Suche nach Arbeit und einer Unterkunft. Bereits im Wallis wurden die Auswanderer durch Briefe, Fotos oder Erzählungen mit ihrer neuen Heimat vertraut gemacht. Oft schlossen sich ganze Gruppen und Einzelpersonen Migranten an, die für kurze Zeit in der Heimat weilten und sich nun wieder in die USA zurückbegaben. Entlang der Reiserouten bildeten sich mit der Zeit Anlaufstellen (Gaststätten, Hotels, Geschäfte und Personen), wo die Auswanderer Verpflegung und Unterkunft, aber auch Auskunft und Ratschläge erhielten. Das Geld für die Reise liehen die meisten jungen Auswanderer von reicheren Familien oder Einzelpersonen im Dorf und bezahlten es dann mit ihren Einkünften von Amerika aus häufig schon nach einem Jahr zurück. Später unterstützten temporäre Migranten in den USA ihre Verwandten im Wallis. Als ein Brand 1868 in Obergesteln 180 Gebäude zerstörte, half das von den «Amerikanern» geschickte Geld beim Wiederaufbau des Dorfes. Da die temporäre Auswanderung dem Wallis neben Geld auch das Know-how und die Erfahrungen der Heimgekehrten einbrachte, wurde sie vom Staatsrat weit positiver als die Siedlungswanderung beurteilt. Politisch und wirtschaftlich konservativ denkende Kreise im Wallis waren jedoch davon überzeugt, dass die zurückkehrenden Auswanderer aus den USA die dörfliche Ordnung störten und in Übersee die Lust an der bäuerlichen Arbeit verloren hätten.

Obwohl die meisten Arbeitsmigranten ihren Aufenthalt in den USA als befristet planten, kehrten viele nicht mehr in ihre Heimat zurück. Einige hatten sich so gut assimiliert, dass eine Rückkehr ins Wallis nicht mehr als erstrebenswert galt, andere liessen den Kontakt zur Heimat abreißen, weil sich der Erfolg bei ihnen nicht einstellte. Sobald sich die Auswanderer etabliert und eine Familie im Zielland gegründet hatten, nahmen die Kontakte zum Wallis ab. Auch die Bereitschaft, die Verwandten im Wallis wirtschaftlich zu unterstützen sank, brauchte man nun doch das Geld für den Erwerb von Immobilien und die Abzahlung von Schulden. Die Emigranten scheinen in der ersten Periode der Arbeitsemigration sozial relativ immobil geblieben zu sein, weil sie keine berufliche Karriere im Zielland anstrebten, sondern der Landwirtschaft unter besseren Voraussetzungen nachgehen wollten. Deshalb zogen es die Bewohner der auf Viehwirtschaft ausgerichteten Walliser Hochtäler vor, als Melker nach Kalifornien auszuwandern, statt in den Fabriken des Mittellandes zu arbeiten. Mit der Zeit gelang einigen der Aufstieg zum Kleinfarmer.

Es fällt auf, dass Auswanderer aus Gemeinden, die sich mit dem Durchgangsverkehr und dem beginnenden Tourismus an das «Fremde» gewöhnt hatten, sozial mobiler waren und sich teilweise im Dienstleistungssektor versuchten. Der Aufstieg vom Landarbeiter oder kleinen Hotelangestellten zum Geschäftsmann blieb



Abb. 3: Die Familie Alfred und Clementine Zimmermann aus St. Vincent (Arkansas, USA), ca. 1890  
(Foto: Julian Vomsattel)

allerdings die Ausnahme. Die in San Francisco ansässigen Walliser Auswanderer beteiligten sich rege am schweizerischen Vereinsleben.<sup>39</sup>

### 2.5.2 Briefe der Ausgewanderten in die alte Heimat

Klaus Anderegg relativiert die Bedeutung der Auswanderungsagenturen für den Entscheid zur Auswanderung und misst den Briefen der bereits Ausgewanderten an ihre Verwandten und Freunde und ihren Besuchen in der alten Heimat weit grössere Bedeutung zu. Diese Briefe geben einen Einblick in die Motive, Aussichten, Wünsche, Ängste, Assimilationsprobleme und Wertvorstellungen der Migranten. Obwohl ein Teil der Auswanderer die Lage sicher beschönigte, um ihren Auswanderungsentscheid vor der Familie zu rechtfertigen, erschienen den Daheimgebliebenen die Briefe glaubwürdiger als die Propaganda gegen die Auswanderung in der Walliser Presse. Viele dieser Briefe dienten als konkrete Entscheidungshilfe für eine allfällige Auswanderung und wurden an Freunde und Bekannte weitergereicht. Einen wichtigen Stellenwert innerhalb der brieflichen

39 Anderegg, Einzelauswanderung aus dem Oberwallis, S. 185–196.

Kommunikation besass der Austausch von Fotos. Diese dienten aber auch zur Darstellung des wirtschaftlichen Erfolges in Übersee und bewogen die im Wallis gebliebenen Angehörigen zum Vergleich mit ihrer Situation (Abb. 3).<sup>40</sup>

## 2.6 Auswanderung nach Algerien

### 2.6.1 Eine Familien- und Einzelwanderung

Wenden wir uns jetzt der weit weniger bekannten Emigration nach Nordafrika zu. Eric Maye beschäftigt sich in einer ausführlichen Studie mit der Walliser Auswanderung in die französische Kolonie Algerien.<sup>41</sup> Er schätzt die Zahl der Migranten für das Jahr 1851, welches den Höhepunkt dieser Wanderungsbewegung darstellte, auf über 1000. An die 1400 Personen verliessen während des 19. Jahrhunderts unseren Kanton, um sich in Algerien eine neue Existenz aufzubauen. In den 1840er Jahren begaben sich an die 40 Walliser nach Algerien, wo sie als Händler, Bäcker, Maurer, Steinbrecher oder Notare temporär ihrer Arbeit nachgingen.

Die Massenauswanderung von 1849 bis 1851 nach Algerien begann in den Gemeinden der Bezirke Martinach und Entremont und erfasst dann auch die Bezirke Conthey, Sitten, Saint-Maurice und Monthey. Aus dem Oberwallis, dessen Auswanderungswillige es nach wie vor nach Nord- oder Südamerika zog, emigrierten nur 16 Personen – mehrheitlich keine Familien – nach Algerien. In Saxon kam es zu einem Exodus, als zwischen November 1850 und Dezember 1851 fast jeder fünfte Einwohner sein Heimatdorf Richtung Algerien verliess.

In dieser zweiten Phase (1849–1851) wanderten am meisten Walliser/-innen aus. Bereits im Juni 1849 machten sich vier Familien aus Saxon auf den Weg nach Algerien. 1851 verliessen mindestens 1013 Personen das Wallis, was 1,24% der damaligen Wohnbevölkerung entsprach. In der dritten Phase (ab 1852) sank die Zahl der Auswanderer nach Algerien, weil zu diesem Zeitpunkt schon die massive Rückwanderung aus Algerien ins Wallis begann. Der erbärmliche Zustand, in dem sich die Rückwanderer befanden, hielt in den nächsten Jahren viele Auswanderungswillige von ihrem Vorhaben nach Algerien auszuwandern ab, emigrierten doch gerade einmal 17 Personen 1852 nach Algerien, 1853 zählte man 6 und 1854 nur noch 2 Personen. 1855 stieg die Zahl der Migranten auf 43, fiel dann im nächsten Jahr auf 19 und verharrte bis 1890 auf tiefem Niveau, wanderten doch weniger als 10 Walliser/-innen pro Jahr nach Algerien aus. In den 1920er Jahren liessen sich erneut Migranten aus dem Wallis in Algerien nieder. Im Gegensatz zu den Familienwanderungen der zweiten Phase ist die Zeit nach 1852 von der Einzelwanderung geprägt: Oft waren es junge ledige Leute aus dem Wallis, die

40 *Anderegg*, Auswanderung als Prozess, S. 135–140.

41 *Maye*, L'émigration valaisanne en Algérie, S. 131–231.

zu Verwandten in Algerien zogen, denen es mehr oder weniger gelungen war, in Algerien Fuss zu fassen. Einige traten in die Fremdenlegion ein oder arbeiteten im Handel, in der Hotellerie oder der Landwirtschaft. Für die auswanderungswilligen Walliser/-innen war die transatlantische Migration Mitte der 1850er Jahre mittlerweile bedeutend attraktiver als Algerien geworden. Es fällt auf, dass sich unter den Auswanderern der 1860er Jahre einige Personen befanden, denen es 1851 nicht gelungen war, sich in Algerien eine Existenz aufzubauen und es nun ein zweites Mal versuchten. Andere Migranten wurden von Verwandten nach Algerien gerufen und hatten so die Gewissheit, Arbeit und Unterkunft zu finden.<sup>42</sup>

### 2.6.2 Gründe für die Auswanderung nach Algerien

Eric Maye sieht den Hauptgrund für die Auswanderung nach Nordafrika in den beschränkten Ressourcen des Wallis und verweist auf die Zerstückelung der Parzellen durch die Realteilung, die die wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren konnten. Zu den Faktoren, die die Auswanderung begünstigten, zählt er die Verschuldung vieler Familien, schlechte Ernten, Naturkatastrophen, das Verbot des Solddienstes, Abenteuerlust, politische Gründe und die Möglichkeit der starken sozialen Kontrolle der Familie zu entkommen.<sup>43</sup> Die geographische Nähe, die traditionellen Beziehungen und Bindungen zu Frankreich, dieselbe Muttersprache, die kürzere Überfahrt im Vergleich mit der transatlantischen Migration spielten sicherlich auch eine Rolle.

Da die französische Kolonie Algerien zu wenige Franzosen anzog, verstärkte die französische Regierung ab den 1850er Jahren ihre Bemühungen, Emigranten aus den deutschen Staaten und der Schweiz, die man als besonders tüchtig einschätzte, zur Ansiedelung in Algerien zu bewegen. Dabei wurden als Vorteile die im Vergleich zur der transatlantischen Auswanderung wesentlich kürzere Überfahrt, niedrigere Transportkosten und die leichtere Rückkehr im Falle des Scheiterns hervorgehoben. Nachdem es den Franzosen nicht gelungen war, die Wanderungsströme statt nach Übersee nach Algerien umzuleiten, wurden Italiener, Spanier und Malteser angesiedelt, die das algerische Klima besser ertrugen, aber wegen fehlender finanzieller Mittel zu einem früheren Zeitpunkt nicht erwünscht waren. Im Wallis verteilte ein französischer Beamter 1851 diskret Flugblätter, in denen die Bedingungen der Ansiedlung in Algerien beschrieben wurden. Die Bemühungen eines französischen Agenten, der 1861 im Auftrag der algerischen Kolonialbehörden in Deutschland und der Schweiz Landkonzessionen zu verkaufen versuchte, blieben im Wallis erfolglos.

42 Ebd., S. 131–135.

43 Vgl. dazu auch *Anderegg*, Ursachen und Anlässe der Walliser Auswanderung, S. 87–109.

Laut Maye bewogen die Briefe der bereits nach Algerien Ausgewanderten viele Walliser Familien den Schritt ebenfalls zu wagen. Zwischen den Wallisern in Algerien und ihren Verwandten und Freunden in der alten Heimat kam es zu einem regen Briefwechsel. Dabei priesen die erst seit kurzer Zeit in Algerien ansässigen Walliser die vielfältigen finanziellen Hilfen des französischen Staates, das angenehme und gesunde Klima, die kostenlosen und fruchtbaren Ländereien, die zwischen 5 und 10 Hektaren umfassten, was das Erstaunen der Daheimgebliebenen erregte. In ihren Augen gehörte ein Grundeigentümer mit fünf Hektaren bereits zu den reichen Bauern. Die Briefe endeten allesamt mit der Aufforderung, alles im Wallis zu verkaufen und sich nach Algerien einzuschiffen.

Die französischen Behörden legten grossen Wert auf eine gute Aufnahme der ersten Walliser Familien in Algerien, denn sie gingen davon aus, dass sich dies rasch bei den potentiellen Auswanderern im Wallis herumsprechen würde. Die Walliser Behörden und die Presse sahen in den Briefen aus Algerien den Hauptgrund für das im Jahr 1851 erwachende «Auswanderungsieber».<sup>44</sup>

### 2.6.3 Die Reise nach Algerien

Die Auswanderer gelangten in mehreren Etappen über die Waadt, Genf und Lyon nach Marseille, Toulon oder Sète, in die Ausgangshäfen für die Überfahrt nach Algerien. Als Transportmittel dienten den ersten auswandernden Familien 1851 schwer beladene Fuhrwerke, wobei man im Konvoi reiste, um die Gefahr zu verringern, bestohlen zu werden. Ab Mitte 1851 benutzten einige betuchtere Migranten auch die Kutsche, das Schiff auf dem Genfersee und der Rhone sowie die Eisenbahn.

Die Kosten für die Reise nach Algerien beliefen sich in den 1850er Jahren für einen Erwachsenen auf ungefähr 100 Schweizer Franken, wohingegen die Fahrt über den Atlantik das Fünffache kostete. Hinzu kamen jedoch die Kosten für Nahrung und Unterkunft in der Höhe von 2 bis 3 Franken für eine Person pro Tag und der Transport des Gepäcks von einem Verkehrsmittel zum anderen, der um die 10 Franken kostete. Einige Walliser Familien kamen in den Genuss der kostenlosen Überfahrt auf staatlichen Schiffen und erhielten wie die französischen Migranten einen staatlichen Reisebeitrag von ungefähr 20 Franken. Der Fahrpreis für die Überfahrt nach Algerien für einen Passagier in der 3. Klasse betrug 35 Franken (1850er Jahre). Marseille war ein beliebter Einschiffungshafen der Walliser Auswanderer, denn hier mussten die Auswanderer ihren Schweizer Pass auf dem Schweizer Konsulat mit einem Visum versehen und zudem konnte

44 Maye, *L'émigration valaisanne en Algérie*, S. 136–142.

ein Teil der Reise auf der Rhone bewältigt werden. Rund ein Viertel der Walliser Auswanderer des Jahres 1851 trat von Marseille aus die Überfahrt in die algerischen Häfen Algier, Stora, Bône und Oran an, wobei die meisten die Reise selber bezahlten. In Toulon gingen die Franzosen, für deren Überfahrt der Staat aufkam, an Bord. Unter den Passagieren findet man rund 70% der Walliser Migranten des Jahres 1851, vor allem jene, die bei der französischen Botschaft in Bern eine kostenlose Landkonzession für 4–14 Hektaren in Algerien beantragt und erhalten hatten. Für die Kosten der Schifffahrt nach Algier kam der französische Staat auf. Eric Maye geht aufgrund seines Studiums der entsprechenden Quellen davon aus, dass mehr als 200 Migranten aus dem Wallis eine solche Landkonzession besaßen. Voraussetzung für diese war ein Zertifikat, welches den guten Leumund des Auswanderers, sein Alter, seinen Beruf, die Zahl und das Alter seiner Kinder vermerkte. In den Empfehlungsschreiben der Walliser Behörden und Priester wurden stereotyp der Arbeitsfleiss, die guten Sitten und andere gute Eigenschaften der Auswanderer hervorgehoben. Eine drei- bis fünfköpfige Familie musste ausserdem ein Vermögen von 1000 Franken vorweisen können. So wollte man verhindern, dass arme Migranten dem französischen Staat zur Last fielen. Nichtsdestotrotz erlaubte man weitgehend mittellosen Walliser Migranten die Übersiedelung nach Algerien, wobei man sie als Landarbeiter einer Familie zuordnete, die bei Armengenössigkeit für sie aufkommen musste. Ohne Garant besass diese Person kein Anrecht auf eine Landkonzession, musste aber nur rund 210 Franken Vermögen vorweisen.

Da sich jedoch die französischen Behörden Zeit bei der Beförderung der Passagiere nach Algerien liessen, sassen einige Walliser Familien wochenlang in Toulon fest und hatten bereits all ihre Ersparnisse ausgegeben, bevor sie die nordafrikanische Küste erreichten.<sup>45</sup>

#### *2.6.4 Die Ansiedlung in Algerien*

In Algier wurden die Inhaber von Landkonzessionen und ihre Familien am nächsten Tag in die betreffenden Regionen geführt. Die anderen Walliser Einwanderer mussten noch einige Tage im «Dépôt des colons» warten, bis man ihnen einen Ort oder eine Siedlung zuwies und sie befragte, ob ihnen weitere Migranten folgten und wo ihr gesundheitliche Zustand untersucht wurde. Viele bedürftige Walliser Familien erhielten neue Kleider, bevor sie sich auf Fuhrwerken oder zu Fuss auf den Weg in ihren neuen Heimatort machten.<sup>46</sup>

45 Ebd., S. 167–170.

46 Ebd., S. 170.



Karte 3: Ameer al Ain mit der Ebene der Mitidja (Provinz Algier)  
Vorlage: d-maps.com (bearb. von René Pfammatter)

1013 der im Jahr 1851 angekommenen Walliser wurden als subventionierte oder freie Siedler der Agrarzone in der Provinz Algier zugeteilt. Auf die Provinzen Constantine und Oran entfielen beziehungsweise 7 Personen. Zum eigentlichen Zentrum der Walliser Siedler entwickelte sich Ameer el Ain in der Ebene der Mitidja (Provinz Algier). Im Mai 1850 waren 51 Häuser für die Immigranten



und die Verwaltung von französischen Genietruppen gebaut worden. Auf Fürsprache des Schweizer Konsuls in Algier durften die ersten acht Walliser Familien (51 Personen) am 8. Januar 1851 in vier leer stehende Häuser einziehen, obwohl sie kein Geld und kein Gesuch für eine Landkonzession eingereicht hatten. Diese Familien erhielten eine provisorische Niederlassungsbewilligung, sollten aber für sich selbst aufkommen. Sie hüteten bis zum Eintreffen weiterer Siedler die freistehenden Häuser, wofür sie ein tägliches Entgelt erhielten. Die Walliser Regierung unterstützte sie mit 375 Franken. Die französischen Behörden teilten den Familien Lebensmittel, Saatgut und landwirtschaftliche Werkzeuge zu und gaben ihnen Geld, um die wichtigsten Haushaltsartikel zu kaufen. In den Briefen in die alte Heimat erwähnten die Siedler, wie gut sie von den Behörden aufgenommen und unterstützt wurden, obwohl man sie darauf hingewiesen hatte, dass solche Privilegien eine Ausnahme blieben. Zu dem Zeitpunkt kannten die Siedler den harten Alltag in der Mitidja noch nicht.

Im Juni 1851 zählte Aneur el Ain bereits 235 Siedler (47 Familien). Ab April mussten die neuen Siedler zwar ihre Häuser selber bauen, aber die Behörden lieferten ihnen das Baumaterial. Die Siedler begannen mit der Urbarmachung des Landes und legten Gärten zwischen ihren Häusern an. Die später Angekommenen bauten ihre Häuser und bereiteten ihre Äcker für die erste Aussaat (Kartoffeln, Bohnen und Mais) vor, die die Behörden lieferten. Die Siedler pflanzten Rebstöcke an, heuten, legten die Böden ihrer Häuser mit Fliesen aus und reinigten ihr Dorf. Der Direktor der Siedlung war mit den Wallisern sehr zufrieden, was sich bald ändern sollte, denn Ende Juni grassierte die Malaria unter den Siedlern.<sup>47</sup>

### *2.6.5 Die Malaria dezimiert und demoralisiert die Walliser Siedler*

Im Juli verschlechterte sich der Gesundheitszustand der Siedler drastisch: rund 50 Personen, vor allem Kinder und alte Leute, wurden von der Malaria dahingerafft, ein Drittel der Walliser war arbeitsunfähig und mehr als die Hälfte musste ins Krankenhaus. Die hohe Anzahl der Toten demoralisierte die Siedler. Die mangelnde Hygiene in den Häusern begünstigte zudem die Verbreitung weiterer Krankheiten. Von den 287 Personen konnten nur noch 40 auf den Feldern arbeiten, weshalb die Urbarmachung des Landes nicht vorankam. Im September – nach dem Ende der grossen Hitze – sank die Sterblichkeit und 18 Personen konnten das Krankenhaus verlassen und ihre Arbeit wiederaufnehmen. Angesichts der schwierigen Lage liess der Generalgouverneur dem Dorf Zugtiere, Saatgut und Lebensmittel zukommen. Der Wiederausbruch des Sumpffiebers führte

47 *Maye, L'émigration valaisanne en Algérie, S. 177–185.*

aber im Oktober zu neuen Todesfällen und bewog 38 Familien zur Rückkehr ins Wallis. Mitte Januar leben nur noch 22 Walliser Familien (97 Personen) in Aneur al Ain, das mit 18 unbewohnten Häusern einer Geisterstadt ähnelte. Ab Februar 1852 siedelte die französische Kolonialverwaltung Landsleute aus dem Elsass und der Franche-Comté an, um die weggezogenen Familien zu ersetzen. Sie achtete diesmal darauf, dass die neuen Siedler über genügend finanzielle Mittel verfügten. Aber auch 1852 fielen wieder 53 Personen der Malaria zum Opfer. Inzwischen hatten 6 weitere Walliser Familien den Heimweg angetreten. Aber auch die französischen Neusiedler (27 Familien) wurden durch die Malaria dezimiert und entmutigt, denn im Oktober 1852 lebten nur noch 5 Familien in der unwirtlichen Gegend.

Ab Mitte Mai 1851 schickte man die Walliser Familien nicht mehr ausschliesslich nach Aneur el Ain, sondern in die Sahelzone von Algier und Koléah. Die Behörden achteten darauf, dass diese Familien genügend Mittel aufwiesen, um für sich selbst zu sorgen. Als freie Siedler blieben ihnen die Privilegien ihrer Landsleute von Aneur al Ain verwehrt. Trotzdem war einigen wenigen Auswanderern ein gewisser Erfolg beschieden. Der französische Generalgouverneur führte dies auf die besseren Böden, die gesündere Umwelt und die geringere Zahl an Kleinkindern zurück. In den 1860er Jahren pflanzten die Walliser Siedler im Sahel Getreide, Tabak, Baumwolle, Obstbäume und Weinreben. In dieser Zeit wurde der Sahel von Algier zur wichtigsten Weinregion Algeriens. Dokumente belegen die Präsenz von Walliser Siedlern über das 19. Jahrhundert hinaus.<sup>48</sup>

Die Auswanderung nach Algerien war keine Erfolgsgeschichte und erfüllte die Hoffnungen vieler Emigranten aus dem Wallis nicht. Was sind die Gründe für diesen Misserfolg?

Die Sterblichkeit der Siedler in Algerien war hoch: Von den 1013 Wallisern des Jahres 1851 starben ungefähr 170 während zwei Jahren nach ihrer Ankunft. Die wichtigste Todesursache war die Malaria, die vor allem in der heissen Jahreszeit wütete. Aber auch Infektionskrankheiten wie Cholera und Typhus fielen die Siedler zum Opfer. Zur Verbreitung der Krankheiten trugen ungenügende Hygiene und ungeeignete Kleidung bei. Ausserdem wohnte in Häusern, die für rund zehn Personen vorgesehen waren, die doppelte Anzahl an Siedlern, was die Verbreitung von ansteckenden Krankheiten begünstigte. Einige Männer und Frauen ertränkten ihren Kummer im Alkohol, dessen Wirkung das heisse Klima noch verstärkte. Die ungenügenden finanziellen Mittel und das ungesunde Klima waren die Hauptursachen für die Rückkehr ins Wallis. Viele Familien scheiterten auch wegen ihrer mangelnden Anpassungsfähigkeit an die neue Umgebung.<sup>49</sup>

48 *Maye*, *L'émigration valaisanne en Algérie*, S. 185–196.

49 *Ebd.*, S. 197–199.

### *2.6.6 Die Rückwanderung und die schwierige Reintegration im Wallis*

Bereits 1851 verliessen rund 200 Walliser Algerien. Im Jahr darauf waren es wiederum 100 Personen. Bis 1857 traten 153 weitere Siedler die Heimreise in die Schweiz an. In den folgenden Jahren entschieden sich höchstens 10 Personen für die Rückkehr in die alte Heimat. 1851 stammten die meisten Rückwanderer aus Ameer el Ain, seit 1852 aus der Sahelzone.

Die Rückkehr der geschwächten und oft mittellosen Walliser gestaltete sich schwierig, obwohl das Schweizer Konsulat und die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft in Algier und Marseille ihnen halfen. Die französischen Behörden unterstützten die Rückkehrer manchmal mit einem Weggeld von Marseille bis an die Schweizer Grenze und kümmerten sich um die in Algerien zurückgebliebenen Kranken und Waisen, welche später auf Kosten ihrer Verwandten oder Gemeinden heimgeschafft wurden. Die Transportkosten von der Schweizer Grenze bis in die Heimatgemeinde stellten die Genfer und Waadtländer Behörden später dem Kanton Wallis in Rechnung, der sich seinerseits an die Gemeinden wandte, welche die Verwandten der Siedler in die Pflicht nahmen.

Die Verwandten der bedürftigen Rückkehrer waren gesetzlich verpflichtet für deren Unterhalt aufzukommen, denn die Gemeinden mussten die Bedürftigen erst dann unterstützen, wenn diese keine Verwandten mehr hatten oder die Verwandten sie nicht mehr unterstützen konnten. Die Angehörigen, welche die Gemeinden zur Hilfe zwangen, teilten die mittellosen Auswanderer unter sich auf und unterstützten sie, bis diese ihren Lebensunterhalt wieder allein zu bestreiten vermochten. Viele zurückgekehrte Siedler, insbesondere Kinder, gerieten unter Vormundschaft. Einzelne Gemeinden wiesen sogar Einwohner ohne Gemeindebürgerrecht aus, die verarmt aus Algerien in ihre alte Wohngemeinde zurückgekehrt waren.

Besonders hart war die Reintegration für arme Witwen, die geschwächt von Krankheiten nicht für ihre zahlreichen Kinder aufkommen konnten, die nun unter die Kontrolle des Waisenamtes gelangten. Einige Witwen verheirateten sich nach kurzer Zeit wieder. Auch nach der Rückkehr ins Wallis litten viele ehemalige Siedler an Fieberschüben, die durch die Malaria verursacht wurden und sie arbeitsunfähig machten. Durch Spitalaufenthalte entstanden ihnen hohe Kosten.

Einige Rückkehrer hatten jedoch den Traum auf ein besseres Leben nicht aufgegeben und wollten sich nicht mit dem kargen Leben im Wallis abfinden. Rund 50 Siedler, die bereits 1851 nach Algerien aufgebrochen waren, kehrten meist zwischen 1857 und 1863 dorthin zurück. Für die transatlantische Migration, die sie in den meisten Fällen nach Argentinien führte, entschieden sich Ende der 1850er Jahre an die 50 Rückkehrer aus Algerien. Verwandte und Gemeinden unterstützten sie dabei finanziell, was oft schon bei ihrer ersten Auswanderung der Fall gewesen war. Aber nicht alle Walliser, deren Ansiedlung in Algerien misslungen war, kehrten in den Heimatkanton zurück, einige bleiben in Marseille oder fanden

Arbeit oder Unterkunft bei Verwandten in Lyon, Genf oder Lausanne. Eine Besonderheit der Auswanderung nach Algerien liegt in der extrem hohen Zahl der Rückwanderer, für die sich in der Walliser und Schweizer Geschichte kaum vergleichbare Beispiele finden lassen.<sup>50</sup>

### 2.6.7 Eine subventionierte Auswanderung

In den meisten Fällen ermöglichten Verwandte und die Gemeinden den auswanderungswilligen Familien und Individuen, die der Unterschicht angehörten, die Übersiedelung nach Algerien und hofften, diese nicht mehr unterstützen zu müssen. Eric Maye spricht zu Recht von einer subventionierten Emigration, schätzt aber, dass jeder dritte Auswanderer nach Algerien 1851 direkt oder indirekt einer Beistand- oder Vormundschaft unterstand. In Einzelfällen wurde der Auswanderung vom Familienrat nur zugestimmt, wenn ein alter oder geistesschwacher Verwandter mitgenommen wurde. Gewisse Familien förderten die Auswanderung von Verwandten, die vom Kretinismus betroffen, arm oder Mündel waren oder einen zweifelhaften Lebenswandel führten, um sich ihrer Verpflichtungen zu entledigen. Einige Familienräte liessen ihre Verwandten sogar von einer Vertrauensperson bis nach Marseille oder gar Algier begleiten, um die Gewähr zu haben, dass die Auswanderer nicht ihr ganzes Geld während der Reise ausgaben. Dieselbe Massnahme wandten auch einige Gemeinden bei ungefähr 150 Emigranten an, um sicherzustellen, dass sie nicht nach wenigen Tagen ohne Geld ins Wallis zurückkehrten.

In einigen Fällen erlaubte man jungen Personen aus armen Familien, die einen Beistand hatten oder minderjährig waren, nur dann die Heirat, wenn sie das Wallis Richtung Algerien verliessen. Unter den Emigranten findet man auch ein halbes Dutzend Leute, die fünf Jahre zuvor wegen Diebstahls und Betrugs verurteilt worden waren. Die Gemeinde Saxon zahlte einem Auswanderer 200 Franken aus, weil er auf sein Gemeindebürgerrecht verzichtete.

Es muss jedoch betont werden, dass sich die beschriebenen Praktiken der Familien und Gemeinden auch in anderen Schweizer Kantonen und unseren Nachbarstaaten feststellen lassen.<sup>51</sup>

50 Maye, *L'émigration valaisanne en Algérie*, S. 199–205.

51 Ebd., S. 142–145, 255.

## 2.7 Kontinentalwanderung

In den Jahrzehnten um 1900 gewann neben der Überseewanderung auch die kontinentale Wanderung in die Hotels der Grossstädte und des Mittelmeers an Bedeutung. Es gab aber auch Migranten, die Arbeit in den osteuropäischen Milchwirtschaftsbetrieben fanden. Die Auswanderung in die Hotelindustrie war der Geistlichkeit ein Dorn im Auge, denn so entglitten die jungen Leute der familiären und kirchlichen Kontrolle und lebten in einem städtischen Milieu, welches der dörflichen Gesellschaft suspekt und fremd war. Dagegen vertraten diejenigen Leute, denen am wirtschaftlichen und technischen Wandel des Wallis gelegen war, die Ansicht, dass die zurückgekehrten Migranten mit ihren in den Lehr- und Wanderjahren erworbenen Kenntnissen insbesondere die einheimische Tourismusbranche bereichern würden. Dies gilt umso mehr, als das Wallis damals fast keine Möglichkeiten für eine handwerkliche oder gewerbliche Ausbildung bot.<sup>52</sup>

Johannes Führer untersuchte die Transformation, Assimilation und Affirmation der Südwälder im Aostatal, im Piemont, im Tessin und im Wallis während des 20. Jahrhunderts,<sup>53</sup> welche letzteres Gebiet schon ab dem 13. Jahrhundert verlassen hatten.

## 2.8 Binnenwanderung

Als Alternative zur transkontinentalen Emigration bot sich die Binnenwanderung in die wirtschaftlich stärker entwickelten Regionen der Schweiz an, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam, aber stetig zunahm. 1888 lebten 3641 Walliser in anderen Kantonen und 1910 stieg diese Zahl gar auf 9134 Personen an, um sich bis 1920 mehr als zu verdoppeln, wogegen die Auswanderung nach Amerika zunehmend an Bedeutung verlor. Rund 84,3% der Walliser, die sich für die Binnenmigration entschieden hatten, lebten 1888 in der Westschweiz und zwar in den Kantonen Waadt (55,8%), Genf (20,2%) und Freiburg (8,3%). 4% liessen sich im Kanton Bern und 1,7% im Kanton Zürich nieder.<sup>54</sup>

Aber auch innerhalb des Kantons fanden Wanderungen statt, wie dies Marie-José Nichtawitz-De Pablos am Beispiel von Sitten aufzeigt. 1870 zählte die Kantonshauptstadt 1845 Zugezogene, was 37% der Gesamtbevölkerung entsprach. Rund ein Viertel dieser Immigranten waren Walliser, wobei alle Bezirke vertreten waren. Es fällt auf, dass dabei der am weitesten entfernte Bezirk Goms den

52 *Anderegg*, Einzelauswanderung aus dem Oberwallis, S. 191f.

53 *Führer*, Die Südwälder im 20. Jahrhundert.

54 *Arlettaz*, Le transformations économiques et le développement du Valais, S. 21f.; vgl. auch *Rey*, Demografische Strukturveränderungen und Binnenwanderung.

grössten Anteil an Migranten stellte. Diejenigen jungen Frauen, die aus Walliser Gemeinden stammten und über keine Berufsausbildung verfügten, arbeiteten meist als Mägde in Sitten. Dasselbe gilt für die zugezogenen Walliser Männer, die ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft verdienten. Der Kanton versorgte also die Hauptstadt mit jungen Leuten, die unqualifizierte Arbeiten verrichteten. Im Handwerk, der Hotellerie und dem Handel waren häufig Zuzüger aus andern Schweizer Kantonen tätig, von denen etwas mehr als Dreiviertel die Stadt nach einer gewissen Zeit wieder verliessen. Noch höher lag dieser Prozentsatz bei den Mägden, von denen nur jede fünfte in Sitten blieb. Das Spektrum der ausländischen Zuwanderer reichte vom italienischen Bauarbeiter bis zum Studenten. Insgesamt wurden nur ein Drittel aller Migranten in Sitten sesshaft.<sup>55</sup>

In den 1950er und 1960er Jahren kam es im ganzen Alpenraum zu einer Abwanderung aus dem Berggebiet, was im Extremfall zur Aufgabe von Siedlungen führte, welche Francine Evéquoz exemplarisch am Beispiel von Ossona und Gréféric bei Suen im Val d'Hérens aufzeigte.<sup>56</sup>

## 2.9 Solddienst

Die fremden Dienste, auch eine Form der temporären Auswanderung, verloren ab Mitte des 18. Jahrhunderts stark an Attraktivität, weil sie für die Soldaten im Gegensatz zu den Offizieren nicht mehr lukrativ waren. So musste beispielsweise das Regiment de Courten mit nicht im Wallis angeworbenen Söldnern aufgestockt werden, um den Sollbestand zu erreichen. In der Restaurationszeit standen vier Walliser Regimenter im französischen Sold. 1826 traten 726 Mann ins 3. Schweizer Regiment in Neapel. Sechs Jahre später wurden vier Kompanien für den Papst rekrutiert. In den Schweizer Regimentern von Neapel dienten in der Regel um die 400 Walliser.

Die Unterwalliser Liberalen und Radikalen sprachen sich gegen den Solddienst aus, weil sich das Wallis dadurch zum Verbündeten der reaktionären Kräfte Europas machte, bestand doch die Aufgabe der Schweizer Regimenter im neapolitanischen Dienst vor allem darin, Volksaufstände niederzuschlagen. Die Bundesverfassung von 1848 verbot schliesslich den Abschluss neuer Kapitulationen.

55 *Nichtawitz-De Pablos*, Sion et ses immigrés, S. 205–212. Vgl. auch *Willisch*, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 49–51. Hans-Robert Ammann zeigte solche Wanderungen bereits am Beispiel der Zermattter auf, die sich im 15. Jh. im Val d'Hérens und in den Gegenden von Sitten und Siders niederliessen. Vgl. *Ammann*, L'émigration proche dans les Alpes valaisannes, S. 251–287. Auch im Ancien Régime lässt sich ein reger Zufluss von Immigranten vor allem aus dem Ober- und Mittelwallis in die Kantonshauptstadt feststellen. Vgl. *Fayard Duchêne*, Les origines de la population de Sion, S. 229–249.

56 *Evéquoz*, Une forme de migration, S. 213–225.

Ein Jahr später durften in der Schweiz keine Söldner mehr angeworben werden und 1859 wurde der Eintritt in Fremdenregimenter untersagt.<sup>57</sup> Eine grössere Untersuchung über den Abgesang des Solddienstes im 19. Jahrhundert liegt zwar noch nicht vor, inzwischen haben aber die Arbeiten von Louiselle Gally-de Riedmatten<sup>58</sup> die Forschung durch sozialgeschichtliche Fragestellungen und quantitative Methoden bereichert. Thomas Antonietti<sup>59</sup> beleuchtete den Solddienst im 19. Jahrhundert aus ethnographischer Sicht und verortete diesen in der Migrationsgeschichte. Pierre Alain Putallaz<sup>60</sup> zeigte exemplarisch auf, wie die fremden Dienste die berufliche Karriere und den sozialen Aufstieg der Kinder von Landeshauptmann Michel Dufour förderten.<sup>61</sup>

### *2.10 Desiderata zur Auswanderungsforschung*

Es fällt auf, dass seit den 1990er Jahren keine grössere Studie mehr über die Auswanderung aus dem Wallis publiziert wurde. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass die Einwanderung seit den 1990er Jahren im Fokus der kantonalen Geschichtsschreibung steht.

Die transkontinentale Auswanderung nach Südamerika und Algerien ist dank der Arbeiten von Alexandre und Christophe Carron beziehungsweise Eric Maye gut erforscht. Nach wie vor fehlt aber eine grössere Studie zur Auswanderung nach Nordamerika, welche von Klaus Anderegg in einigen Aufsätzen skizziert wurde. Eine solche Arbeit könnte beispielweise neben der geographischen Verteilung der Emigranten, die Tätigkeitsfelder der überwiegend nicht agrarischen Einzelwanderer aufzeigen und deren Netzwerke untersuchen, den Integrationsprozess in Nordamerika beschreiben und sich mit der wichtigen Frage der Rückwanderung beschäftigen. Es wäre auch abzuklären, ob die Einzelwanderung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die wichtigste Wanderungsform blieb und welchen Anteil die Familienwanderung hatte.

Noch weniger wissen wir über die kontinentale Wanderung der Walliser/-innen in die Hotellerie der Grossstädte und des Mittelmeers, die im 20. Jahrhundert an Bedeutung gewann, aber wahrscheinlich weniger Spuren als die Auswanderung nach Übersee hinterliess, weil es sich dabei oft um eine saisonale Wanderung handelte. Ein interessantes Untersuchungsgebiet wäre der französische Mittelmeerraum, der mit dem entstehenden Tourismus Arbeitskräfte aus dem Wallis anzog.

57 *Antonietti*, Die Handlanger des Krieges, S. 27–74.

58 *Gally-de Riedmatten*, Le soldat valaisan, S. 1–197.

59 *Antonietti*, Die Handlanger des Krieges, S. 27–74.

60 *Putallaz*, Le service étranger, S. 1–230.

61 Vgl. dazu *Steinauer/Syburra-Bertelto*, Courir l'Europe, S. 113–118.

Eine solche Studie könnte sich eingehend mit der Arbeitswanderung der Frauen in die Hotellerie beschäftigen. Wie gross war ihr Anteil? Welche Unterschiede gab es zwischen der männlichen und weiblichen Arbeitswanderung?

Wünschenswert wäre auch eine Untersuchung über die Bildungs- und Ausbildungswanderung der Walliser/-innen, die dadurch schulische, akademische oder berufliche Qualifikationen erwarben.

Unerforscht ist auch die Arbeitswanderung aus dem Wallis in stärker industrialisierte Gebiete der Schweiz, welche im 20. Jahrhundert zunehmend die transatlantische Emigration ersetzte. Hier stellt sich die Frage, wann und wie stark sich die anfänglich auf die Westschweiz ausgerichtete Wanderung in die Deutschschweiz verlagerte. Welche Rolle spielte die Konfession bei der Wahl des Zielkantons? Welche Unterschiede gab es im Migrationsverhalten der deutsch- und französischsprachigen Walliser/-innen? In welchen Sektoren waren die Zuwanderer/-innen aus dem Wallis, die in der Regel die Fabrikarbeit scheuten, tätig? Wie veränderte sich ihr Bild vom Wallis? Welche Bedeutung besaßen die Walliser Vereine, die sich in den grösseren Städten bildeten? Wie hoch lag der Anteil der saisonalen Arbeitswanderung? Kann man in dieser Binnenwanderung auch Kettenmigrationen feststellen?

In den letzten Jahren hat sich die Abwanderung aus den kleinen Bergdörfern in die grossen Walliser Talgemeinden verstärkt. Dieser Prozess, der in den 1950er und 1960er Jahren begann, könnte anhand von Fallstudien aufgezeigt werden.

Da die Auswanderung im 19. Jahrhundert mittlerweile gut erforscht ist, wäre es wünschenswert, wenn sich die Historiker/-innen vermehrt dem 20. Jahrhundert zuwenden würden.

### 3 Einwanderung

In den frühen 1990er Jahren wandte sich die Walliser Geschichtsschreibung der lange vernachlässigten Immigration als Forschungsthema zu: 1992 erschien der Sammelband «Le Valais et les étrangers»,<sup>62</sup> der einen Überblick über die Geschichte der Einwanderung ins Wallis im 19. und 20. Jahrhundert gab und in den beiden folgenden Jahrzehnten durch einige Detailstudien ergänzt wurde.

62 Groupe valaisan de sciences humaines (Hg.), *Le Valais et les étrangers XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup>*, Sitten 1992.



### 3.1 1815–1880

#### 3.1.1 Überblick

Gemäss Jean-Henry Papilloud wohnten im Wallis des 19. Jahrhunderts noch vier von fünf Wallisern in ihrer Bürgergemeinde.<sup>63</sup> Walliser und Schweizer standen aber manchmal rechtlich gesehen nicht besser als die Ausländer da. Die Trennlinien verliefen zwischen Gemeindebürgern und Nichtgemeindebürgern, Wallisern und Nichtwallisern und Schweizern und Nichtschweizern. Der Fremde war demgemäss nicht nur ein ausländischer Staatsangehöriger, sondern konnte durchaus dem Nachbarkanton oder im Extremfall der angrenzenden Gemeinde entstammen. Erst aus dem Vergleich mit dem nur auf seinem Territorium vollberechtigten Gemeindebürger ergibt sich der rechtliche Status des Fremden, ob er nun ein Walliser aus einer Nachbargemeinde, ein Schweizer aus einem anderen Kanton oder ein Ausländer war. Erst 1830 erhielten die Walliser das Niederlassungsrecht im ganzen Kanton. Die Bundesverfassung von 1848 gewährte dieses Recht allen Schweizern, wobei das Wallis den Vollzug des Gesetzes bis 1855 aufschob. Durch die Einbürgerung der Heimatlosen zu Beginn der 1870er Jahre, auf die später eingegangen wird, verschwanden die Kategorien der rechtlich, politisch und wirtschaftlich minderberechtigten ewigen Einwohner, Tolerierten und Unehelichen. Ab diesem Zeitpunkt verstand man wie im heutigen Sprachgebrauch unter einem Ausländer einen Bürger eines ausländischen Staates.

Zwischen 1850 und 1888 schwankte der Anteil der Ausländer an der Walliser Wohnbevölkerung zwischen 2% und 3,7% und lag damit weit unter dem schweizerischen Durchschnitt, der im selben Zeitraum von 3% auf 7,9% angestiegen war. Die ausländische Bevölkerung stammte zum grossen Teil aus den angrenzenden Ländern: Den grössten Anteil stellten 1880 Italien mit 56% und Frankreich mit 32%. Auf das Deutsche Reich entfielen 8% und die restlichen 4% verteilten sich auf verschiedene andere Länder. Von den im Wallis wohnhaften Schweizern kamen über die Hälfte aus den Kantonen Bern (22%), Luzern (16%) und der Waadt (16%). In den Städten Sitten, Monthey, Martinach und Saint-Maurice lebten 43% der ausserkantonalen Schweizer und Ausländer. Bezirke mit einem städtischen Zentrum wiesen am meisten Ausländer und Ausserkantonale auf. Es fällt auf, dass nur 4% der 1860 und 1880 erfassten Personen nicht im Wallis geboren waren.

63 In den Quellen und Gesetzestexten des Wallis findet man den Begriff Bürgergemeinde oder Bürger. Hier wird Bürger als Synonym von Bürger gebraucht; andere Kantone sprechen von Gemeindebürger oder Gemeindeortsbürger. Im 20. Jh. wurde die Einwohnergemeinde (politische Gemeinde) unter anderem durch die Übernahme der Sozialfürsorge in der ganzen Schweiz wichtiger als die Bürgergemeinde. Vgl. *Basil Sieber*, Art. «Bürgergemeinde», S. 87f.

Anhand der Aufenthaltsbewilligungen<sup>64</sup> lässt sich die temporäre Einwanderung ins Wallis erfassen. Da die eidgenössische Volkszählung ab 1860 traditionellerweise im Dezember stattfand, wurden die Saisonarbeiter nicht erfasst. Zwischen 1818 und 1840 stieg die Zahl der Bewilligungen stetig an und belief sich auf rund 500. Die starke Zunahme von 448 im Jahr 1839 auf 1672 Aufenthaltsbewilligungen im Jahr 1845 ist nicht nur auf die genauere Registrierung, sondern auf den höheren Arbeitskräftebedarf in den Minen und grösseren Landwirtschaftsbetrieben der Rhoneebene zurückzuführen. Nach einem zeitweiligen Rückgang (1847–1853) stieg die Zahl der Bewilligungen wegen des Eisenbahnbaus und der Rhonekorrektur stark an. 1858, 1864 und 1865 wurden mehr als 3000 ausgestellt. Die Wirtschaftskrise der 1880er Jahre führte zu einem starken Rückgang auf 1200 Aufenthaltsbewilligungen (jährliches Mittel pro Jahrzehnt). Woher stammen diese Saisonarbeiter?

Den bei weitem grössten Anteil stellten die Angehörigen des Staates Sardinien (inklusive Savoyen), die 58,4% aller Aufenthaltsbewilligungen von 1851 bis 1855 beanspruchten, gefolgt von den Ausserkantonalen (27%), den Italienern (6,4%), den Deutschen (4,4%), den Franzosen (3,4%) und anderen Nationalitäten.

Auf dem Bewilligungsschreiben wurde jeweils der Beruf vermerkt. Dadurch erhalten wir Aufschluss über die professionellen Tätigkeiten der Immigranten.

Die grösste Bedeutung kam dem Baugewerbe zu. Fast ein Drittel aller Fremden, die aus Erwerbsgründen um 1820 ins Wallis kamen, waren Maurer, Steinhauer, Schreiner oder Zimmerleute. Ihr Anteil stieg regelmässig und erreichte 1840 mit 43% einen Höhepunkt. Sowohl 1840 wie auch 1850 entfiel ein Drittel der Aufenthaltsbewilligungen auf Maurer und Steinhauer.

Der Anteil des Handwerks variierte zwischen 16% und 30%, wobei den metallverarbeitenden Berufen die grösste Bedeutung zukam. Aber auch Schuhmacher und Kupferschmiede boten der Walliser Bevölkerung ihre Dienste an. In der Land- und Forstwirtschaft arbeiteten nebst den Tagelöhnern Holzfäller, Säger und Köhler.

Dem Handels- und Transportgewerbe kam mit 2–5% der Aufenthaltsbewilligungen nicht die Bedeutung zu, die ihm die Zeitgenossen zuschrieben. In Wirklichkeit lag diese Zahl wohl etwas höher. Gerade den Hausierern und fahrenden Händlern fiel es dank ihrer Mobilität leicht, sich den Kontrollen zu entziehen. Zudem meldeten sich nicht alle Fremden, die sich im Wallis aufhielten, pflichtgemäss in Sitten, wo sie ihre Papiere zeigen und eine Abgabe zahlen mussten. Die in der Landwirtschaft tätigen Saisonarbeiter aus den Nachbarstaaten konnten den Zendenpräsidenten um ein dreimonatiges Aufenthaltsrecht ersuchen, ohne sich nach Sitten zu begeben. Die Fremdenkontrolle wurde in vielen Gemeinden mit

64 StaVS, DJP2, 5100–1, Registre des permis de séjour, 1818–1913.

wenig Eifer betrieben, was den Staatsrat wiederholt dazu bewog, die Gemeinden an ihre in Vergessenheit geratene Aufgabe zu erinnern.<sup>65</sup>

### 3.2 Heimatlose

#### 3.2.1 Ewige Einwohner, Tolerierte, Uneheliche und Findelkinder

Von der Einbürgerung der Heimatlosen, die im Jahr 1870 begann, waren 5146 Personen betroffen, was 5,3% der damaligen Walliser Wohnbevölkerung entsprach. Es handelt sich dabei um die grösste Masseneinbürgerung in der Geschichte unseres Kantons. Umso mehr, wenn man sich vor Augen hält, dass 2014 im Wallis 1501 Personen den Schweizer Pass erhielten,<sup>66</sup> was rund 0,5% der Wohnbevölkerung entspricht. Den weitaus grössten Anteil der Heimatlosen stellten die 3565 ewigen Einwohner, aber auch die 1392 Unehelichen fielen ins Gewicht. Die Ehefrauen und legitimen Nachkommen der Unehelichen wurden aber zu den ewigen Einwohnern gezählt, weshalb wir in dieser Kategorie immer wieder auf Walliser Namen stossen. Hinzu kamen 179 Tolerierte, worunter sich einige fahrende Familien befanden, sowie 10 Findelkinder.<sup>67</sup> Unter «Tolerierten» verstand man Leute, die von einer Gemeinde für eine gewisse Zeit auf ihrem Territorium geduldet wurden. Die Gemeinden durften diese im Gegensatz zu den ewigen Einwohnern jederzeit fortschicken. Im Ancien Régime bekam der Immigrant oft zuerst den Status des Tolerierten und wurde dann nach einigen Jahren ewiger Einwohner.

Über verschiedene Gesetze bemühte sich der Staat Wallis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darum, möglichst viele Tolerierte zu ewigen Einwohnern zu machen. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verringerte sich dadurch die Zahl der Tolerierten, und der Unterschied zwischen ihnen und den ewigen Einwohnern verlor zusehends an Bedeutung.

Bei den ewigen Einwohnern handelt es sich grösstenteils um Immigranten aus den Nachbarländern oder andern Kantonen, die im Wallis das ewige Wohnrecht besaßen, das man heute in etwa mit dem *Permis C* vergleichen könnte. Da sie sich nicht um die Bestätigung ihrer ursprünglichen Nationalität kümmerten, verloren sie ihre Bürgerrechte im Herkunftsland. Sie wurden jedoch in der Gesetzgebung unseres Kantons als Walliser bezeichnet und diejenigen ewigen Einwohner, die das Walliser Kantonsbürgerrecht erworben hatten, erhielten 1852/53 das Wahlrecht auf kantonaler und kommunaler Ebene. Dies führte dazu, dass mit der Zeit einflussreiche ewige Einwohner in den Gemeinderat gewählt wurden, was in der

65 *Papilloud*, *Les étrangers et l'intégration*, S. 13–24.

66 Vgl. die Datei «Erwerb des Schweizer Bürgerrechts nach Kanton, Geschlecht, Land der früheren Staatsangehörigkeit, Art des Erwerbs und Alter», 2014 [<https://www.pxweb.bfs.admin.ch>].

67 *Willisch*, *Die Einbürgerung der Heimatlosen*, S. 176.

heutigen Zeit nicht mehr möglich wäre. Rechtlich gesehen fehlte den Heimatlosen das kantonale Bürgerrecht oder das Gemeindebürgerrecht, oder manchmal auch beides. Das Bürgerrecht in einer Gemeinde bildete die Voraussetzung für die Erlangung der Schweizer Staatsbürgerschaft.<sup>68</sup>

Mit 38,4% stellten die Schweizer (Walliser und Ausserkantonale) am meisten ewige Einwohner.<sup>69</sup> Das ist darauf zurückzuführen, dass die Frauen und die legitimen Nachkommen der unehelichen Walliser zu dieser Kategorie gezählt wurden und einige Familien aus anderen Schweizer Kantonen durch ihre lange Ansässigkeit im Wallis die Bürgerrechte in der Heimatgemeinde verloren hatten.

### 3.2.2 Herkunftsregionen der ewigen Einwohner

Tab. 1: Wichtigste Herkunftskantone und -regionen der ewigen Einwohner

Region/Kanton	Anzahl	%
Savoyen	985	27,6%
Wallis	871	24,4%
Baden-Württemberg	263	7,4%
Piemont-Sardinien	221	6,2%
Luzern	191	5,4%
Tirol (mit Südtirol)	131	3,7%
Vorarlberg	88	2,5%
Bayern	74	2,1%
andere Gebiete	741	20,8%
Total	3 565	100,0%

In der ausserkantonalen Einwanderung stand der Kanton Luzern, der nach Savoyen, Baden-Württemberg, Piemont-Sardinien die wichtigste Herkunftsregion der Eingewanderten war, an der Spitze. Hier dürften sicher die katholische Region und die engen Beziehungen des Oberwallis zur Innerschweiz eine Rolle gespielt haben. Im Gegensatz zur Einwanderung aus der Deutschschweiz, welche die Sprachgrenze überschritt, fiel diejenige aus der Westschweiz kaum ins Gewicht.

Etwas mehr als ein Drittel der ewigen Einwohner stammte aus Frankreich, wobei fast vier Fünftel auf Savoyen entfielen. 80% der Franzosen lebten in westlichen Bezirken Martinach, Saint-Maurice und Monthey. Im Gegensatz zu den Italienern bildete für sie die Sprachgrenze fast immer ein unüberwindbares Hindernis.

68 Willisch, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 17f.

69 Bei 248 (3.2%) aller ewigen Einwohner konnte das Herkunftsland nicht ermittelt werden.

Rund 90% der Italiener (Gesamtanteil: 7%) stammten aus dem früheren Königreich Sardinien-Piemont. Die ans Wallis angrenzenden Regionen Ossola, Novara und Aosta stellten dabei mehr als die Hälfte der Eingewanderten. Den höchsten Anteil von ewigen Einwohnern aus Italien wiesen die Bezirke Sitten, Martinach und Monthey auf. Die ewigen Einwohner aus Österreich-Ungarn bewegten sich mit 7,2% in der gleichen Grössenordnung wie die Italiener, traten aber mit Ausnahme von Sitten in den französischsprachigen Bezirken des Wallis nur vereinzelt auf. Rund die Hälfte der Österreicher war aus dem Tirol und etwas mehr als ein Drittel aus Vorarlberg ausgewandert. Fast jeder zehnte ewige Einwohner (Gesamtanteil: 9,6%) stammte aus Deutschland, wobei hier die starke Präsenz von Baden-Württemberg, einem klassischen Auswanderungsgebiet des 18. und 19. Jahrhunderts ins Auge sticht, stammten doch Dreiviertel aller Deutschen aus dieser Region, ein Fünftel entfiel auf Bayern. Über die Hälfte aller ewigen Einwohner aus Deutschland wurden im Bezirk Sitten eingebürgert. Wahrscheinlich waren hier die grösseren Erwerbsmöglichkeiten in der damals zweisprachigen Stadt Sitten ausschlaggebend, denn die Präsenz der Deutschen in allen französischsprachigen Bezirken beweist, dass die Sprache kein grosses Hindernis darstellte. Es fällt jedoch auf, dass die deutschen Einwanderer aus dem mehrheitlich katholischen Südwest- und Süddeutschland stammen.

Die Gemeinde Leuk kann als Hochburg der ausserkantonalen und österreichischen Einwanderung bezeichnet werden, während Saint-Maurice und Monthey am meisten Immigranten aus Savoyen aufwiesen. In Sitten stellten Deutsche und Österreicher fast die Hälfte aller ewigen Einwohner, wogegen die Franzosen nur einen Sechstel ausmachten.<sup>70</sup>

### *3.2.3 Zeitpunkt der Einwanderung, Heiraten und Berufe der ewigen Einwohner*

Obwohl wir nur von etwas mehr als der Hälfte aller Familien den genauen oder ungefähren Einwanderungszeitpunkt kennen, lassen sich doch einige Schlüsse ziehen: Eine einzige Familie wanderte im 17. Jahrhundert ins Wallis ein, 64 Familien (30,2%) im 18. Jahrhundert und 147 Familien im 19. Jahrhundert, was 69,3% entspricht. 119 Familien liessen sich ab 1815 in unserem Kanton nieder.

Die Heiraten waren wohl der wichtigste Integrationsfaktor, denn sie hielten den Immigranten oft vom Weiterziehen oder von der Rückkehr in den Heimatstaat ab. Fast zwei Drittel aller ewigen Einwohnerinnen Walliser Ursprungs hatten sich mit Ausländern verheiratet und über 10% mit Ausserkantonalen, womit

70 *Willisch*, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 181–193.

sie ihre Gemeindebürgerrechte verloren und den Rechtsstatus ihres Ehepartners übernahmen. Das galt auch für die restlichen Frauen, die einen unehelichen Walliser oder dessen Nachkommen geheiratet hatten.

Im Jahre 1870 arbeiteten noch 74,7% der aktiven Walliser Bevölkerung im Agrarsektor, 11,2% im Industriesektor und 8,1% im Dienstleistungssektor. Auf die Rubrik «ohne Beruf» entfielen 6%.

Tab. 2: Ewige Einwohner nach Herkunft und Erwerbsektoren (Prozentzahlen)

<i>Herkunftsland</i>	<i>1. Sektor</i>	<i>2. Sektor</i>	<i>3. Sektor</i>	<i>Beruf bekannt</i>
Deutschland	41,6%	49,6%	8,8%	56,1%
Frankreich	66,1%	24,1%	9,8%	63,5%
Italien	39,3%	43,8%	17,0%	66,7%
Österreich-Ungarn	56,3%	31,1%	12,6%	65,7%
Ausserkantonale	61,7%	30,1%	8,2%	58,9%
Wallis	80,3%	12,6%	7,1%	41,2%

Bei den ewigen Einwohnern lag der Anteil am 1. Sektor mit 62,8% wesentlich tiefer, über ein Viertel arbeitete im 2. Sektor und fast 10% im Tertiärsektor. Von den Deutschen arbeitete fast die Hälfte im Industriesektor, von den Italienern 43,8%, von den «Österreichern» 31,1%, von den Ausserkantonalen 30,1%, von den Franzosen fast ein Viertel. Für die Walliser scheint der Industriesektor wenig attraktiv gewesen zu sein, waren doch nur 12,6% in ihm tätig. Obwohl wir bei den Wallisern nur in 41,4% aller Fälle über Berufsangaben verfügen, scheinen die Proportionen im Grossen und Ganzen zu stimmen, wenn man sich vor Augen hält, dass 80,3% im Agrarsektor ihr Brot verdienen. Überraschenderweise arbeiteten zwei Drittel aller Franzosen in der Landwirtschaft. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass die Nachbarregion Savoyen stark agrarisch geprägt war. Danach folgen die Ausserkantonalen mit 61,7%, die ewigen Einwohner aus Österreich-Ungarn mit 56,3%. Den geringsten Anteil mit 39,3% beziehungsweise 41,6% weisen die Italiener und die Deutschen auf. Umgekehrt liegen die Italiener mit 17% an der Spitze des Dienstleistungssektors. Wie im Industriesektor weisen die Ausserkantonalen mit 8,2% und die Walliser mit 7,1% die kleinsten Anteile auf.

Die Nahrungsmittelproduktion lag in den Händen der ewigen Einwohner aus dem Ausland, stammten doch 84,5% der Berufsleute aus Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn. Es fällt auf, dass mehr als ein Fünftel aller Bäcker, fünf Sechstel aller Metzger und ein Viertel aller Müller Deutsche waren.

Hingegen lag der prozentuale Anteil der Walliser und Ausserkantonalen bei den Schneidern und Schuhmachern mit 18,5 beziehungsweise 25,9% weit höher

als in der Nahrungsmittelproduktion. Wiederum sind die Deutschen mit 21 % im Gegensatz zu den Italienern mit rund 10 % gut vertreten.

Etwas mehr als drei Viertel aller ewigen Einwohner, die ein Handwerk im Bau- und Konstruktionsgewerbe ausübten, stammten aus Deutschland (10,9%), Frankreich (46,2%), Italien (14,1%) und Österreich-Ungarn (5,8%). Der Anteil der Walliser und der Ausserkantonalen beläuft sich auf je 9,6%. Auffallend viele Franzosen arbeiteten als Maurer, Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede und Wagenbauer. In der Glasindustrie, die von drei Familien aus Savoyen nach Monthey gebracht wurde, waren bis auf eine Ausnahme nur ewige Einwohner aus Frankreich tätig.<sup>71</sup>

### *3.2.4 Gründe für die Einwanderung ins arme Wallis*

Man kann sich die Frage stellen, warum die Einwanderer ins Wallis kamen, das ihnen nur geringe wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten bot und im 19. Jahrhundert immer stärker zur Auswanderungsregion wurde. Die Landwirtschaft besass in unserem Kanton einen hohen Stellenwert, währenddem die Walliser wenig Interesse an Handwerk und Gewerbe zeigten und den Einheimischen der Unternehmergeist grösstenteils abging. Deshalb konnten Migranten als Bäcker, Metzger, Müller, Maurer, Schreiner, Glasarbeiter, Zimmerleute, Schmiede und Wagenbauer ihren Lebensunterhalt verdienen. Obwohl es einige Familien zu Wohlstand und Ansehen brachten, war der grossen Masse der ewigen Einwohner wie den Einheimischen ein hartes und karges Leben beschieden. Wegen der bescheidenen Verdienstmöglichkeiten wandten sich die Nachfahren der Einwanderer oft der Landwirtschaft zu. Es gab auch ewige Einwohner, die ein Handwerk und gleichzeitig mit der Familie Landwirtschaft betrieben. In den für das Wallis so prestigeträchtigen Besitz von Grund und Boden waren sie durch Heirat mit einer Walliserin gelangt.

Viele der nach 1871 eingebürgerten Heimatlosen gehörten der zweiten und dritten Generation an, waren aber im Vergleich zu der Walliser Bevölkerung prozentual im Industrie- und Dienstleistungssektor weit besser vertreten. Dies könnte auch erklären, warum das Wallis im 19. Jahrhundert zugleich ein Auswanderungs- und Einwanderungsgebiet war.

Den Immigranten bot sich im Industrie- und Dienstleistungssektor eine Nische, um eine Existenz aufzubauen, denn bei den Einheimischen genossen die Landwirte, Advokaten und Priester weiterhin das höchste Prestige. Der Grossteil der Walliser Studenten studierte an den Universitäten das Recht oder Theologie.

71 *Willisch*, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 193–205.

Ausserdem mangelte es dem Wallis bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an Unternehmern und qualifizierten Handwerkern, worin sicher einer der Hauptgründe für die späte Industrialisierung des Wallis liegt.<sup>72</sup>

Hinter dem Begriff «Heimatlose» verbirgt sich ein breites Spektrum, das vom Fahrenden bis Fabrikdirektor reicht. Warum die Individuen oder Familien ihr Heimatland verliessen und ins Wallis auswanderten, lässt sich nur in Einzelfällen mit Bestimmtheit sagen.<sup>73</sup>

### 3.2.5 Widerstände gegen die Einbürgerung der Heimatlosen

Obwohl das eidgenössische Heimatlosengesetz von 1850 die Kantone zur Einbürgerung der Heimatlosen verpflichtete, vollzog es das Wallis erst 1871/72 als letzter Schweizer Kanton, wobei einzelne Fälle erst 1878 abgeschlossen wurden. Nur auf Druck von Bern hin entstand schliesslich ein brauchbares kantonales Heimatlosengesetz, das die Walliser Regierung jahrzehntelang verzögert hatte.

In den Bürgergemeinden löste die Masseneinbürgerung Ängste aus, denn die Armenfürsorge oblag den Bürgerschaften. Sie befürchteten, dass ihre wirtschaftlichen und finanziellen Mittel für den Unterhalt von allfälligen armengenössigen Heimatlosen nicht ausreichten. Die Angst um die eigene Existenz war das Hauptmotiv für den Widerstand der Bürgergemeinden gegen das Heimatlosengesetz. Viele Gemeinden liessen sich bei der Ausstellung der Bürgerdiplome viel Zeit – auch eine Form des Widerstands. Einige arme Oberwalliser Berggemeinden versuchten durch Scheineinbürgerungen von Heimatlosen aus dem Unterwallis<sup>74</sup> ihre Finanzen zu sanieren. Diese Unterwalliser Bürgergemeinden hätten so ihre Bürgergüter nicht mit ihren zahlreichen Heimatlosen teilen müssen. Da sich die betroffenen Heimatlosen direkt an die Bundesbehörden wandten, flog der Schwindel auf und musste rückgängig gemacht werden.

Es fällt auf, dass der Widerstand gegen die Einbürgerungen in den Talgemeinden der Bezirke Martinach, Saint-Maurice und Monthey besonders gross war, weil es sich hier um reiche Bürgergemeinden mit ausgedehntem Grundbesitz handelte, die eine stattliche Anzahl Heimatloser einbürgern mussten. Sogar nach dem Heimatlosenhandel wurde beispielsweise in Monthey mit allen erdenklichen Mitteln die Einbürgerung der Heimatlosen so lange wie nur irgend möglich hinausgeschoben. Einige Bürgergemeinden führten vor den Einbürgerungen Teilungen ihrer Bürgergüter durch.

72 Willisch, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 212f.

73 Ebd., S. 299f.

74 Willisch, Der Heimatlosenhandel, S. 125–141.





*Abb. 4: Michael Huser (1822–1876), ein fahrender Heimatloser  
(Foto: Bundesarchiv)*

Die Abwehrhaltung der Gemeindebürger ist nicht auf Fremdenfeindlichkeit zurückzuführen. Die ewigen Einwohner und Unehelichen waren sozial integriert, lebten seit mehreren Generationen im selben Dorf und hatten sich mit Einheimischen verheiratet. Das Gemeindebürgerrecht blieb ihnen jedoch ohne Entrichtung einer Einkaufssumme verwehrt. Die hohen Einkaufssummen – auch für Walliser aus Nachbargemeinden – dienten als Abwehrrahmen gegen Einbürgerungen, die man als Bedrohung für das fragile ökonomische Gleichgewicht empfand. Die

Bürgergemeinde war im Wallis noch lange wichtiger als die Einwohnergemeinde. Im 19. Jahrhundert lebten noch vier von fünf Wallisern in der Gemeinde, in der sie Bürger waren. Gerade die Diskriminierung der Unehelichen, die Walliser Staatsbürger, aber nirgends Gemeindebürger waren, zeigt, dass die Trennlinien nicht zwischen Ausländern und Einheimischen verliefen.

Die Grenzkantone Graubünden (6878), Wallis (5146) und Tessin (ca. 4000) wiesen die höchsten Heimatlosenzahlen auf. Allein der Kanton Graubünden bürgerte mehr als ein Drittel der in der Schweiz registrierten Heimatlosen ein.<sup>75</sup> Im Tessin und der Waadt stiess die Einbürgerung der Heimatlosen ebenfalls auf Widerstand und wurde erst 1870 beziehungsweise 1871 abgeschlossen; das Wallis war also kein Einzelfall.<sup>76</sup>

### 3.3 1880–1945

#### 3.3.1 Überblick

Gérald und Silvia Arlettaz skizzieren die Einwanderung von 1895 bis 1945,<sup>77</sup> als sich im Wallis der wirtschaftliche Wandel stark beschleunigte. 1888 überstieg die Zahl der Immigranten in der Schweiz erstmals diejenige der Emigranten und führte bis 1914 zu einem positiven Wanderungssaldo von 176'000 Personen. Der Hauptgrund dafür war ein starkes Wachstum der Wirtschaft, das 1895 begann und bis zum Ersten Weltkrieg anhielt.<sup>78</sup> Der Erste Weltkrieg, die Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren, eine restriktivere Einwanderungspolitik und die Angst vor der Überfremdung und dem Verlust der Identität führten jedoch dazu, dass die Wanderungsbilanz in der Schweiz von 1914 bis 1941 (minus 194'000 Personen) negativ ausfiel, obwohl sich die Zahl der Auswanderer stabilisiert hatte. Laut Schätzungen von Gérald und Silvia Arlettaz wies das Wallis im Zeitraum von 1888 bis 1914 mit 689 Personen ein positives Wanderungssaldo auf. Vom Ersten Weltkrieg bis 1941 fiel die Wanderungsbilanz mit einem Verlust von 20'000 Menschen negativ aus. Die Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften war im Wallis vor dem Ersten Weltkrieg gross, aber im Gegensatz zur Schweiz wurden diese vor allem bei Infrastrukturbauten eingesetzt.

Vergleicht man die Zahl der Ausländer/-innen im Wallis mit denjenigen der Schweiz, so fällt auf, dass ihr Anteil im Wallis von 1900 bis 1950 meistens 3–4% unter dem schweizerischen Durchschnitt liegt.

75 Willisch, Die Einbürgerung der Heimatlosen, S. 165–172.

76 Vgl. dazu ebd., S. 108–110.

77 Arlettaz, Les étrangers et la nationalisation du Valais, S. 63–121.

78 Vgl. auch Vuilleumier, Schweiz, S. 189–204.

Tab. 3: Ausländer/-innen im Wallis und in der Schweiz<sup>79</sup>

Jahr	Wallis		Schweiz
	Absolute Zahlen	in % der Wohnbevölkerung	in % der Wohnbevölkerung
1888	2 939	2,9	7,8
1900	8 218	7,2	11,6
1910	14 320	11,2	14,7
1920	7 254	5,7	10,4
1930	6 495	4,8	8,7
1941	4 093	2,8	5,2
1950	4 999	3,1	6,1

Die meisten Einwanderer stammten in diesem Zeitraum aus Italien. Ihr Anteil im Kanton Wallis lag von 1920 bis 1950 jeweils bei rund 70%. Die Spitzen der Jahre 1900 und 1910 sind zweifellos auf den Eisenbahnbau (Simplon- und Lötschberg-tunnel) zurückzuführen. Der prozentuale Anteil der Franzosen blieb nach 1900 im zweistelligen Bereich und auch die Zahl der Deutschen fiel deutlich unter 10%.

Tab. 4: Herkunftsland der Ausländer/-innen im Wallis (absolute Zahlen)<sup>80</sup>

Land	1888	1900	1910	1920	1930	1941	1950
Italien	1 630	6 640	11 773	5 014	4 518	2 863	3 596
Frankreich	903	890	1 491	1 290	978	572	594
Deutschland	299	459	715	402	447	372	204
andere	107	229	341	548	552	286	605

Tab. 5: Herkunftsland der Ausländer/-innen im Wallis in %<sup>81</sup>

Land	1888	1900	1910	1920	1930	1941	1950
Italien	55,5	80,8	82,2	69,1	69,6	70	71,9
Frankreich	30,7	10,8	10,4	17,8	15	14	11,9
Deutschland	10,2	5,6	5	5,5	6,9	9	4,1
andere	3,6	2,8	2,4	7,6	8,5	7	12,1

79 Arlettaz, Les étrangers et la nationalisation du Valais, S. 68.

80 Ebd., S. 71.

81 Ebd.

Da die ausländischen Arbeitskräfte, die von 1895 bis 1939 Tunnel, Eisenbahnstrecken, Wasserstollen und Strassen erstellten, oft nach Abschluss der Arbeiten zur nächsten Baustelle weiterzogen, sind die Erhebungen der Volkszählungen an einem bestimmten Stichtag nicht besonders aussagekräftig. Trotzdem lassen sich einige Grundtendenzen feststellen. In den Bezirken Brig, Siders, Sitten, Martinach und Monthey lebten 80% der ausländischen Wohnbevölkerung. Eine Ausnahme stellte das Jahr 1910 dar, als wegen der Arbeiten am Lötschberg, an dessen Anschlussstrecken und an den Wasserkraftprojekten in der Region von Leuk, etwas mehr als ein Drittel der Ausländer in den Dörfern der Bezirke Raron und Leuk lebte.

Mit dem Bau des Simplontunnels und der Lötschberg-Rampe wurde nach der Jahrhundertwende einerseits die Region Brig–Raron zu einem Zentrum der ausländischen Bevölkerung (48,6%), andererseits fanden auch viele Migranten durch die Industrialisierung des Bezirkes Monthey und durch Bauten zur Erschliessung der Wasserkraft Arbeit (24,6%). Gemäss der Volkszählung von 1910 wohnten 53% aller Ausländer im Oberwallis. Zur selben Zeit zogen die Fabriken von Chipis, Monthey und Martinach sowie die Eröffnung neuer Baustellen viele ausländische Arbeitskräfte (35% der gesamten Bevölkerung) in den betreffenden Bezirken an. Von der Rückkehr der Ausländer als Folge des Ersten Weltkriegs war das Oberwallis viel stärker betroffen, denn es zählte 1930 und 1941 nur mehr einen Fünftel aller im Kanton ansässigen Ausländer.

Ausserdem verlagerte sich der Schwerpunkt der Tiefbauarbeiten in der Zwischenkriegszeit ins französischsprachige Wallis. Die eidgenössischen Volkszählungen erfassten jedoch die ausländischen Arbeiter an den grossen Baustellen Barberine und Dixence kaum, weil die Arbeit nicht in das Jahr der Zählung fiel oder im Winter unterbrochen wurde. 1930 war Monthey die Walliser Gemeinde mit dem höchsten Ausländeranteil.

Im Industriesektor stellten die Ausländer/-innen 1910 fast die Hälfte der erwerbstätigen Arbeitskräfte. Durch die sozio-ökonomische und politische Entwicklung des Wallis und der Schweiz sank der Ausländeranteil in den folgenden Jahrzehnten beträchtlich. Da die Wirtschaft im Wallis stagnierte und zwischen 1910 und 1920 sogar Rückschritte machte, sank die Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften, welche in der Startphase der Industrialisierung dringend benötigt worden waren. Im Verlauf des Ersten Weltkriegs ging in der Walliser Bauwirtschaft, die am meisten Ausländer beschäftigte, die Zahl der Arbeitskräfte von 1910 bis 1920 um 44% zurück. Für die bereits erwähnten grossen Bauwerke in der Zwischenkriegszeit verpflichtete man italienische Arbeiter, vor allem Maurer und Steinhauer. Die Nachfrage nach diesen Fachkräften nahm aber kontinuierlich ab, bevor sie zwischen 1934 und 1939 versiegte.

Die Lebensmittelindustrie stagnierte; die Krise der Bekleidungsindustrie traf auch die Ausländer/-innen, deren bescheidener Anteil (16,4%) sich von 1910 bis

1941 halbierte. Die sich entwickelnde Metall- und Maschinenindustrie sowie die chemische Industrie beschäftigten 1910 fast 30% beziehungsweise 38,3% ausländische Arbeitnehmer. In den nächsten drei Jahrzehnten konnten diese Branchen ihren Bedarf verstärkt mit einheimischem Personal decken, wodurch der Anteil der Ausländer in der Metall- und Maschinenindustrie auf 3,8% sank. In der chemischen Industrie lag er mit 4,5% leicht höher.

In der Landwirtschaft mit ihren ungenügenden Ressourcen bestand kein Bedarf an ausländischen Arbeitskräften. Im Handel, der Hotellerie und dem Transportwesen (11,9%) verringerte sich die Anzahl der Ausländer zwischen 1910 und 1941 um 60%, die Zahl der Walliser stieg dagegen um 15%.

Obwohl der Anteil der Arbeiter und Handlanger bei den ausländischen Staatsangehörigen höher lag, unterschied sie ihre bescheidene wirtschaftliche Lage kaum von der grossen Masse der Walliser Bevölkerung. Eine Trennlinie bildete aber sicher der Besitz von Land und Immobilien, deren Erwerb für die Ausländer mit grösseren Schwierigkeiten verbunden war.

Der Anstoss für die Industrialisierung des Wallis kam von aussen. Angezogen von der billigen Wasserkraft errichtete die Lonza 1897 in Gampel und Visp Fabriken. Die Arbeiten am Simplontunnel begannen 1898; die Bahnlinie, die Visp mit Zermatt verband, wurde 1891 eröffnet. Nach 1898 entstanden viele neue Baustellen, die auf die Umleitung und Kanalisierung der Rhone und anderer Gewässer sowie den Bau von Strassen zurückzuführen sind. Die meisten Grossprojekte wurden jedoch weder im Wallis beschlossen noch von ihm finanziert. Auch die Arbeitskräfte, die für die Grossbauten benötigt wurden, stammten grösstenteils aus dem Ausland. Innerhalb von wenigen Jahren, wenn nicht sogar Monaten wurde das Wallis zu einem Arbeitsmarkt, wo Angebot und Nachfrage von aussen kamen. Ein klassisches Auswanderungsgebiet sollte nun innert kurzer Zeit eine grosse Masse italienischer Arbeiter aufnehmen, ohne sich auf diese neue Rolle genügend vorbereiten zu können. Die Italiener bauten sich ihre Behausungen in der Nähe der Eisenbahnbaustellen und den Fabriken in Monthey selber.<sup>82</sup>

### *3.4 Italienische Tunnelarbeiter am Simplon und Lötschberg*

#### *3.4.1 Der Bau des Simplontunnels*

Benno Schmid beschäftigte sich mit dem Leben und der Integration der italienischen Arbeiter im Oberwallis zur Zeit des Baus des ersten Simplontunnels (1898–1906). Da das Oberwallis in keinster Weise auf die Ankunft der italienischen Tunnelarbeiter vorbereitet war, mussten diese ihre gesamte Infrastruktur selbst

82 *Arlettaz, Les étrangers et la nationalisation du Valais, S. 67–76.*

erstellen. Sie lebten in einem Ghetto in Naters, das die Einheimischen «Negerdorf» nannten, wo sich ihr Wirtschaftsleben – mit einem eigenen Lebensmittelladen und vielen Gasthäusern – abspielte. Einen beträchtlichen Teil ihres Lohnes schickten die Italiener zur Unterstützung ihrer daheim gebliebenen Familien in die Heimat, so dass zum Leben in der Schweiz nicht mehr viel übrig blieb.<sup>83</sup>

Über die Herkunft der 4000–5000 italienischen Arbeiter, welche die erste Röhre des Simplontunnels erbauten, gibt es keine verlässlichen Quellen. Vieles deutet jedoch darauf hin, dass die als gute Tunnelbauer geltenden Piemontesen das Hauptkontingent stellten. Man kann davon ausgehen, dass es sich bei den italienischen Arbeitern zu einem grossen Teil um junge, ledige und unqualifizierte Männer mit einer Analphabetenrate von 70–80% handelte, die grösstenteils aus den ärmsten Schichten und Regionen Italiens stammten.<sup>84</sup> Da die Tunnelarbeiter ganzjährig arbeiten konnten, zogen viele mit ihren Familien ins Oberwallis. Leider fliessen die Quellen über die italienischen Arbeiterfrauen nur spärlich.<sup>85</sup>

Schmid vertritt die Ansicht, dass der Bau des Simplontunnels zu einer gewissen konfessionellen, sprachlichen, politischen und wirtschaftlichen Öffnung des Oberwallis geführt hat. Da wenige Kontakte zwischen Italienern und der einheimischen Bevölkerung bestanden, kam es relativ selten zu Konflikten. Raufereien zwischen Italienern und Schweizern waren meist spontaner Natur und auf überhöhten Alkoholkonsum zurückzuführen. Die Tatsache, dass sich die Italiener in Brig, Glis und Naters gegenüber den Einheimischen in der Überzahl befanden, hielt wohl die Oberwalliser von Übergriffen auf die Italiener ab. Den Tiefpunkt der gegenseitigen Beziehungen bildeten die Jahre 1900/1901, als es bei Schlägereien zwischen Einheimischen und italienischen Immigranten auf beiden Seiten Verletzte gab.

Es fällt auf, dass die Oberwalliser Presse die italienischen Arbeiter kritischer beurteilte, als die einheimische Bevölkerung dies tat. In den Zeitungen werden die Italiener oft als «Individuen», «Subjekte», «Touristen» oder «brave Söhne des Südens» bezeichnet. Ein einziges Mal fällt zwischen 1898 und 1906 das Wort «Tschinggen» als Schimpfwort für die Italiener.

Die vier Arbeitsniederlegungen der Italiener während des Tunnelbaus stiessen bei der Bevölkerung auf Unverständnis und wirkten sich negativ auf die Akzeptanz der italienischen Arbeiter aus. Das Streiken wurde als typische italienische Eigenschaft eingestuft und als Anstifter galten sozialistische Agitatoren, die auszuweisen waren. Bei den Arbeitsniederlegungen vom November 1899 und Sommer 1901 standen die Streikenden einer bewaffneten Bürgerwehr und Infanteriesoldaten gegenüber. Dank der straffen Führung der Einheimischen konnte eine

83 Schmid, Die italienischen Arbeiter im Oberwallis, S. 92f.

84 Ebd., S. 16–18.

85 Ebd., S. 40–43.



*Abb. 5: Arbeiter im Simplontunnel  
(Foto: Mediathek Martinach)*

Eskalation der Lage vermieden werden. Das italienische Vizekonsulat in Brig stellte sich bei den vier Streiks weder auf die Seite seiner Landsleute noch auf die der Walliser Behörden.

Dass aber grundsätzlich durchaus eine gewisse Sympathie für Italiener vorhanden war, zeigt die Tatsache, dass die Bevölkerung von Brig und Naters im Herbst 1905 eine Sammelaktion der «Colonia Italiana» für sizilianische Erdbebenopfer unterstützte.<sup>86</sup>

### *3.4.2 Integrationsfaktoren: Schulen, Religion und Musik*

Eine wichtige Rolle bei der Integration der Italiener spielte der Tessiner Tunnelarzt Daniele Pometta, der sich für bessere Lebensbedingungen im italienischen Quartier in Naters einsetzte. Durch die Gründung einer Erwachsenenschule bemühte er sich, den Arbeitern eine gewisse Bildung zu vermitteln.

<sup>86</sup> Ebd., S. 92–94.

Die katholische Kirche versuchte ihren Einfluss unter den italienischen Arbeitern zu verstärken, indem sie einen italienischen Seelsorger einsetzte und Schulen gründete. Die katholische Mission im «Negerdorf» wurde vom Salesianerorden geleitet. Die katholische Religion verband Italiener und Einheimische und stellte einen wichtigen Integrationsfaktor dar. So gab es beispielsweise eine gemeinsame jährliche Feier zu Ehren der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Mineure. Auch die Vereine trugen zur Integration der italienischen Arbeiter bei. In der Musikgesellschaft Belalp Naters musizierten sowohl Einheimische als auch Italiener.

Ein Teil der italienischen Arbeiter blieb nach dem Abschluss der Arbeiten am Simplontunnel im Wallis, fand im Baugewerbe oder anderen Branchen einen Erwerb und integrierte sich allmählich in die Oberwalliser Gesellschaft. Einige Arbeiter beteiligten sich ab dem Herbst 1906 am Bau der Lötschbergstrecke, wobei viele ihren Wohnsitz in Naters beibehielten. Daneben entwickelte sich in Goppenstein ein neues Italienerdorf.<sup>87</sup>

### *3.4.3 Schwierige Arbeits- und Lebensbedingungen beim Bau des Lötschbergtunnels*

In Steg, Gampel und Goppenstein wohnten über 1000 Arbeiter, die beim Bau der Südrampe und des Lötschbergtunnels zum Einsatz kamen. Ab dem Herbst 1906 liess die Bauherrschaft in Goppenstein auf einer Fläche von 8780 m<sup>2</sup> Baracken und ein Notspital errichten. Die Wohnbedingungen in dieser Barackensiedlung, die sich rasch durch Kantinen und Schenken erweiterte, waren noch schlechter als im Natischer «Negerdorf». In einem Zimmer schliefen bis zu zwölf Personen. Am Bau der Südrampe waren bis zu 3000 Arbeiter beschäftigt, von denen 15 % ihre Familien mitbrachten, wodurch die Zahl der ausländischen Personen auf rund 4300 Personen anstieg. Der italienische Vize-Konsul in Brig beklagte sich darüber, dass die Gemeinden Ferden (Goppenstein), Steg und Gampel sich nicht an den Kosten der Infrastruktur (Licht, Trinkwasser, Unterhalt der Wege, Schutzmassnahmen gegen Lawinen, Feuerwehr) beteiligten, die von der Bauherrschaft des Lötschbergtunnels oder den Arbeitern bestritten wurden. Die drei Gemeinden beschränkten sich laut italienischem Vize-Konsul darauf, pro Arbeiter eine durchschnittliche Steuer von Fr. 16.30 einzuziehen. Insgesamt belief sich die gesamte Steuersumme, welche die italienischen Arbeiter entrichteten, in Gampel, Steg und Ferden auf 34'000 Franken, wozu noch die Gewerbesteuern für die 150 bis 200 Händler kamen. Da sich die drei Gemeinden nicht um das Wohl der Tunnelarbeiter kümmerten, baute das Hilfswerk für die italienischen Arbeiter von

87 Schmid, Die italienischen Arbeiter im Oberwallis, S. 90–94.



Monsignore Bonomelli eine Schule, ein Krankenhaus sowie Begegnungsräume und gründete eine Ersparniskasse. Ausserdem ermunterte es seine Landsleute zur gegenseitigen Hilfe, zur Lektüre und zur Musik.

Da die italienischen Tunnelarbeiter am Lötschberg sparsam lebten, konnten sie rund 23% ihres Lohnes nach Italien überweisen. Angesichts der engen Wohnverhältnisse und der schlechten Hygiene überrascht es nicht, dass 1907 unter den Tunnelarbeitern der Typhus ausbrach. Wie in Naters breitete sich auch in Goppenstein die Prostitution aus, was zu einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten führte. Im Tunnel waren die Arbeiter Gas, grossen Temperaturschwankungen und Feuchtigkeit ausgesetzt, was zu weiteren Erkrankungen führte. Beim Bau des Simplontunnels (Nordportal) verloren 67 Arbeiter ihr Leben, die Zahl der Verletzten belief sich auf 6777 und es wurden 6447 Krankheitsfälle vermerkt. Bei den Arbeiten am Lötschbergtunnel und an der Südrampe starben 56 Menschen und es gab 7510 Arbeitsunfälle.<sup>88</sup>

### *3.5 Die Piemontesische Einwanderung nach Monthey*

Marie Giovanola untersuchte die Einwanderung aus dem Piemont nach Monthey (1880–1914), das in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer stärker zu einem industriellen Zentrum wurde. Auf den Bezirk Monthey entfielen 1898 die Hälfte aller Fabriken und 1911 ein Viertel aller Fabrikarbeiter im Wallis. Die Glasfabrik, die 1888 bereits 150 Arbeiter beschäftigte, wurde 1824 von Einwanderern aus Savoyen gegründet. In den Steinbrüchen von Monthey bauten italienische Spezialisten Granit ab. Erwähnenswert sind zudem eine Tabakwarenmanufaktur (1881) und der Beginn der chemischen Industrie (1896).

Zwischen 1861 und 1881 verliessen rund 173'000 Personen das Piemont und suchten weit häufiger Arbeit in Frankreich, der Schweiz, Deutschland und Österreich, statt in die USA auszuwandern. Während der Agrar- und Manufakturkrise gegen Ende des 19. Jahrhunderts entschieden sich viele Piemontesen aus Bergregionen für die temporäre Auswanderung, wobei sie Frankreich oder die Schweiz als Zielland wählten. Um die Wende des 19. Jahrhunderts verlängerten diese Migranten oft ihren Aufenthalt im Zielland oder liessen sich dort definitiv nieder – sei es in Europa, den USA oder in Argentinien. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Schweiz zum wichtigsten Aufnahmeland der Italiener in Europa. Die Mehrheit der Italiener zog nun aber die transatlantische der kontinentalen Wanderung vor,<sup>89</sup> was jedoch nicht auf die Piemontesen zutraf. Wegen der fallenden Agrarpreise und der ungenügenden Nachfrage im ausseragrarischen Sektor verdingten

88 *Arlettaz*, *Les étrangers et la nationalisation du Valais*, S. 77–81.

89 Vgl. dazu *Fauri*, *Storia economica*, S. 110–116.

sich viele Piemontesen als Arbeitskräfte auf den zahlreichen Baustellen in unserem Kanton, wo höhere Löhne als in Italien bezahlt wurden.

Die piemontesischen Einwanderer, die in Monthey lebten, stammten grösstenteils aus der Provinz Novara. Da die Aufenthaltsbewilligungen der Ausländer für Monthey nicht vollständig erhalten sind und in den Volkszählungen nur zwischen Schweizern und Ausländern unterschieden wurde, konnte Giovanola die exakte Zahl der Italiener nicht mehr feststellen. Aufgrund anderer Quellen macht sie Angaben zu den Italienischsprachigen, deren Anteil unter den Ausländern sich 1880 auf 29,4% belief und 1900 gar auf 43,3% stieg, wobei in diesen Zahlen der eine oder andere Tessiner enthalten sein könnte. Monthey wies einen hohen Ausländeranteil auf, stammte doch 1900 jeder vierte und 1910 sogar jeder dritte Einwohner aus dem Ausland.

Am häufigsten arbeiteten die italienischen Einwanderer von 1880 bis 1895 als Steinhauer, Maurer und Schreiner. Die Integration der Piemontesen gestaltete sich ohne grössere Schwierigkeiten, wenn man von einigen Raufhändeln mit Einheimischen absieht. Die katholische Religion, die Nähe des piemontesischen Dialektes zur französischen Sprache und die vergleichbaren Lebensbedingungen im Wallis und Piemont haben wohl die Integration der Einwanderer erleichtert. In den Sportvereinen (Turnen, Fussball, Radsport) und den Musikgesellschaften, deren Dirigenten oft Italiener waren, übten Einheimische und italienische Einwanderer ihre Hobbys gemeinsam aus. Eine Fallstudie über die eigene Familie schliesst die Untersuchung von Marie Giovanola ab. Die Giovanola stammen aus Fomarco im Ossolatal, das heute zur Gemeinde Pieve Vergonte gehört. Der mit einer Walliserin verheiratete Schmied Joseph Giovanola (1857–1904) liess sich 1888 mit seiner Familie endgültig in Monthey nieder. Aus einer Eisenschmiede, die Werkzeug für die Steinhauer herstellte und in der Bauschlosserei tätig war, entwickelte sich im Verlaufe der Jahrzehnte eine Fabrik, die sich auf den Metall- und Maschinenbau spezialisierte und 1961 800 Arbeiter beschäftigte.<sup>90</sup>

### 3.6 Erster Weltkrieg: Kriegs- und Zivilinternierte, Deserteure und Refraktäre

Franco Arnold zeigte auf, wie die ausländische Bevölkerung im Oberwallis während des Ersten Weltkriegs von den Einheimischen wahrgenommen wurde. Als Quellen dienten dabei die Lokalblätter «Walliser Bote» und «Briger Anzeiger» der Jahre 1913–1919. Im Zentrum der Analyse stehen die bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg in der Region Brig und Naters ansässigen, meist italienischen Arbeitsmigranten, überwiegend aus Italien stammende Kriegsdienstverweigerer

<sup>90</sup> Giovanola, L'immigration piémontaise, S. 9–60.

und Deserteure sowie Kriegs- und Zivilinternierte aus Frankreich und Belgien. In der Oberwalliser Presse findet man vereinzelt Stimmen, die die anfänglich guten Beziehungen zwischen Italien und der Schweiz, die grosse Leistung der italienischen Tunnelarbeiter und deren Lebensfreude hervorhoben.

Vor dem Ersten Weltkrieg sah die Presse die Italiener jedoch häufig als Analphabeten, Messerstecher, Lohndrücker und Anstifter zum Streik. Auch die Stereotype, des dummen und faulen sowie des alkoholisierten und gewalttätigen Italieners wurden immer wieder bemüht. Die erwähnten Stereotype wurden in den Kriegsjahren weniger häufig benutzt, was Arnold der breiteren Akzeptanz der italienischen Wohnbevölkerung im Oberwallis zuschreibt. In den Kriegsjahren warf man den Italienern vor, Schmarotzer auf Kosten der Schweizer Bevölkerung zu sein und sah die Sicherheit des Landes durch italienische Spione bedroht. Man vertrat die Ansicht, dass die Schweizer in Italien schlechter gestellt seien und fühlte sich von den italienischen Einwanderern ausgenutzt.

Die Kriegs- und Zivilinternierten, die zuerst nicht als Migranten, sondern als zeitweilige Gäste betrachtet wurden, erzeugten bei der Oberwalliser Bevölkerung Mitgefühl und stiessen auf grosses Interesse. Doch bald obsiegte die Angst vor dem Fremden: Schon bei geringen Problemen mit den Internierten kippte die Berichterstattung ins Negative um und man sprach von «Indianern, Senegalnegern, braunen und gelben Asiaten», die auf Kosten der Schweiz und der Schweizer Soldaten unterhalten wurden. Obwohl kein stereotypisiertes Bild der Internierten entstand, warfen die Redaktoren ihnen teilweise fehlende Sitten und Verstösse gegen die Gesetze vor, wobei Eifersucht und Missgunst mitschwangen, kritisierte man doch auch das grosszügige Verhalten der Oberwalliser/-innen gegenüber den Internierten.

Die grassierende Überfremdungsangst griff im Verlauf des Ersten Weltkriegs in der Schweiz immer mehr um sich. Dieser Diskurs stiess auch im Oberwallis auf Anklang, was zahlreiche Kommentare in der Presse belegen. Laut Arnold nahmen die Einheimischen die schon länger im Wallis lebenden Italiener immer noch als Bedrohung wahr. Bedeutend höher stufte die Oberwalliser Bevölkerung ab 1917 jedoch das Gefahrenpotential der fremden Fahnenflüchtigen und Refraktäre ein, die als Schmarotzer, Landesverräter und aufrührerische Sozialisten bezeichneten wurden, vor deren sozialistischen Umwälzungen und Aufständen man sich fürchtete. Obwohl die seit 1916 internierten Soldaten das Interesse und Mitgefühl der Bevölkerung erregten, wurden sie teilweise als Bedrohung empfunden. Zwar bezeichnete man sie als Gäste, aber sie blieben doch ein Teil des Fremden. Mehr Internierte waren unerwünscht, wobei sich hier allerdings die Frage stellt,

ob dabei auch die immer schwieriger werdende Versorgung der Bevölkerung eine Rolle spielte.<sup>91</sup>

### 3.7 Zweiter Weltkrieg: Flüchtlinge, Kriegsinternierte und Kollaborateure

Nachdem die Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg unter der Leitung von Jean-François Bergier ihre Forschungsergebnisse in 25 Einzelstudien (2001–2002) veröffentlicht hatte,<sup>92</sup> begann auch im Wallis die Aufarbeitung der Flüchtlingsproblematik im Zweiten Weltkrieg.

2005 erschien in den «Annales valaisannes» ein Sammelband, der sich mit der Umsetzung der eidgenössischen Flüchtlingspolitik an der Walliser Grenze, den Flüchtlingsheimen und Interniertenlagern, der Flüchtlingsfrage und der öffentlichen Meinung sowie der Erinnerungskultur in Form von Denkmälern, Inschriften und Jubiläen auseinandersetzte.

Mehr als 7500 anerkannte Zivilflüchtlinge gelangten über die Walliser Grenze in die Schweiz, was rund 12,9% aller in der Schweiz aufgenommenen Zivilflüchtlinge entsprach. Einzig die Kantone Genf (12'325) und Tessin (11'005) wiesen noch höhere Zahlen auf.<sup>93</sup> Ohne eigentliche Asyltradition und von hohen schwer überwindbaren Bergen umgeben, bildete das Wallis zusammen mit dem Tessin und Graubünden die wichtige Südgrenze der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.<sup>94</sup>

### 3.8 Flüchtlinge an der Walliser Grenze

Anouchka Winiger beschäftigte sich in ihrer Lizentiatsarbeit mit der Grenzüberwachung in der Region von Saint-Gingolph und mit der Frage nach der Zahl der anerkannten und abgewiesenen Flüchtlinge. Ausserdem untersuchte sie die Geisteshaltung der Akteure, welche die eidgenössischen Direktiven der Flüchtlingspolitik an der Grenze und in der Grenzregion vollzogen.

#### 3.8.1 Die Organisation der Grenzüberwachung

Für die Überwachung der schweizerischen Grenze im Zweiten Weltkrieg waren das Grenzwachtkorps, die Armee und die Kantonspolizei zuständig. Bis im De-

91 Vgl. *Arnold*, «Unsere Kriegsgäste», S. 95–185.

92 Vgl. *Schwab*, Abs. «Historiografie und Debatte ab 1945», S. 388f., hier: S. 389.

93 Vgl. *Lasserre*, *La politique vaudoise*.

94 *Winiger*, *La frontière et le refuge*, S. 21.

zember 1940 vollzogen nur die Grenzwächter und die Polizei Rückweisungen von Flüchtlingen.<sup>95</sup> Als nach der Niederlage Frankreichs im Sommer 1940 über 40'000 Soldaten und 7500 Zivilpersonen in die Schweiz flüchteten, zeigte sich, dass die Schweizer Behörden ihre restriktive Flüchtlingspolitik an der Grenze nur mit der Hilfe der Armee durchsetzen konnten.<sup>96</sup> Die Aufgaben des Grenzwachtkorps, der Kantonspolizei und der Armee wurden jedoch erst nach 1942 klarer definiert: Nur die Zollbehörden und die Polizei durften sofortige Rückweisungen von Flüchtlingen vornehmen. Der Polizeioffizier des Territorialkommandos der Armee oder die Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes (EJPD) entschieden über das Schicksal von Flüchtlingen, deren Fälle genauer geprüft werden mussten, wobei die Ausschaffung dieser Flüchtlinge der Heerespolizei oblag. Ansonsten durfte die Armee keine Flüchtlinge, die sie auf schweizerischem Territorium aufgriff, direkt zurückweisen. In Sachen Asylrecht war die Armee dem Grenzwachtkorps unterstellt. Die Zöllner wiesen die Flüchtlinge entweder zurück oder übergaben sie den Polizeioffizieren der Armee, wobei es sich hier um Flüchtlinge handelte, welche die Aufnahmekriterien erfüllten oder solche, deren Ausschaffung nicht möglich oder deren Fall unklar war. Die Heerespolizei entschied in zweiter Instanz nach den Vorgaben der Eidgenössischen Polizeiabteilung und einem Verhör, ob die Flüchtlinge ausgeschafft wurden oder in ein Lager kamen. Die Walliser Kantonspolizei spielte bei der Überwachung der Grenzen eine weit weniger wichtige Rolle, war sie doch beispielsweise im wichtigen Grenzort Saint-Gingolph nur mit einem Mann vertreten. Obwohl die Polizeiabteilung des EJPD den Grenzwächtern Direktiven für die Aufnahme der Flüchtlinge vorgab, besaßen sie einen gewissen Handlungsspielraum. Das Wallis bildete zusammen mit der Waadt und Neuenburg den Zollkreis V, dessen Grenzwachtkorps unter dem Kommando von Major Frédéric Rapp stand.<sup>97</sup>

### *3.8.2 Flüchtlingsströme in die drei Überwachungszonen*

Winiger teilt die Walliser Grenze in drei Zonen ein: Die erste Zone umfasst den Grenzabschnitt von Saint-Gingolph bis zur Verengung von Saint-Maurice und befand sich ausserhalb des Reduits. Der Grenzübertritt war hier aufgrund der Topographie (mittleres Gebirge) weniger beschwerlich als in den beiden anderen Zonen. Dafür mussten jedoch die Flüchtlinge ein höheres Risiko auf sich nehmen, von Grenzwächtern aufgegriffen zu werden. Saint-Gingolph, Miex-Champéry und Reveraulaz bildeten dabei die wichtigsten Durchgangsstationen. Die zweite

95 *Dies.*, *Le refuge à la frontière valaisanne*, S. 44–47.

96 *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*, S. 79.

97 *Winiger*, *Le refuge à frontière valaisanne*, S. 47.

Zone folgt der Grenze von Saint-Maurice zum Mont Dolent, gehörte aber zum Re-duit, weshalb hier die Armee viel präsenter und wichtiger als im Grenzgebiet zwischen Saint-Gingolph und Saint-Maurice war. Die hohen Berge, Gletscher und andere natürliche Hindernisse waren für die Flüchtlinge schwer überwindbar. Diese liessen sich manchmal von Bergführern und Einwohnern aus der Region von Val-lorcine und Chamonix auf langen und gefährlichen Wegen in die Schweiz führen. Es gab immer wieder Flüchtlinge, die sich verirrt, abstürzten, der Kälte oder Lawinen zum Opfer fielen. Die meisten, welche die Grenze in dieser Zone überschritten, kamen in Châtelard und Trient an. Die dritte Zone verlief der italienischen Grenze entlang vom Mont Dolent bis nach Ulrichen. Sie unterschied sich in der Chronologie der Flüchtlingsströme und den Flüchtlingskategorien völlig von den Zonen 1 und 2. Die Armee war hier mit den Gebirgsbrigaden X und XI sehr stark vertreten, wodurch der Einfluss des Grenzwachtkorps begrenzt blieb. Die Flüchtlinge gelangten häufig in die Gegend von Saas Almagell oder über Gondo und den Simplon nach Brig. In der Zone 1 wurden zwischen dem Februar 1942 und September 1945 1722 Personen aufgenommen. Im selben Zeitraum belief sich die Zahl der anerkannten Flüchtlinge in der zweiten Zone auf 792 Personen. Die Flüchtlingsströme folgten in beiden Zonen derselben Chronologie, die eng mit der französischen Geschichte im Zweiten Weltkrieg verknüpft ist. Zwischen September und Dezember 1942 kam es zur ersten grossen Fluchtwelle in die Zone zwischen Saint-Gingolph und Saint-Maurice. Die meisten Juden flohen vor den Verfolgungen der Nazis in Frankreich und vor der Besetzung der freien französischen Zone durch die Deutschen. Der Flüchtlingsstrom verstärkte sich noch, nachdem die italienische Armee Stellung in Hochsavoyen bezogen hatte. Die zweite Flüchtlingswelle (Juden und Franzosen) begann in der zweiten Hälfte des Jahres 1943, als die deutsche Armee die italienische in Savoyen ersetzte und immer härter gegen die Widerstandskämpfer vorging. Mit der Befreiung Hochsavoyens setzte im Juli und August 1944 die letzte Flüchtlingswelle ein, welche überwiegend die französische Bevölkerung von Saint-Gingolph betraf, die vor einer Vergeltungsaktion der SS in der Schweiz Schutz fand. Zu diesem Zeitpunkt überschritten nur noch selten flüchtende Juden die Grenze. Die meisten Flüchtlinge waren Franzosen, die vor den Kämpfen der Deutschen mit der Resistance flohen. Unter ihnen befanden sich schon die ersten Kollaborateure, die sich vor den Repressalien des Maquis fürchteten.

Die zweite Zone, von Saint-Maurice bis zum Mont Dolent, unterschied sich von der ersten nur dahingehend, dass die dritte Flüchtlingswelle fast gänzlich ausblieb. Obwohl die Kämpfe in der Region um Chamonix erbittert geführt wurden, nahmen sie kein so tragisches Ende wie in Saint-Gingolph, wo die SS mehrere Einwohner ermordete und den französischen Teil des Dorfes einäscherte. Nach diesem Zeitpunkt verebbte der Strom. Zahlreiche Widerstandskämpfer, die vor der

deutschen Repression Zuflucht im Wallis gesucht hatten, baten nun, nach Frankreich ausgeschafft zu werden, um sich am Wiederaufbau des Landes zu beteiligen.

Die höchste Zahl anerkannter Zivilflüchtlinge (4986) wies die dritte Zone auf. Zwei Drittel überquerten die Schweizer Grenze zwischen La Fouly und Ulrichen. Nachdem die Deutschen Norditalien besetzt hatten, wurden Ende 1943 389 Flüchtlinge aufgenommen. Ende 1944 setzte die grösste Welle aus Italien ein; 4449 Personen – meist Zivilpersonen – brachten sich wegen der Kämpfe zwischen den Alliierten, der deutschen Armee und den italienischen Partisanen im Wallis in Sicherheit. Die einheimischen Zeitungen beschrieben das Elend, in dem die italienische Bevölkerung lebte und forderten die Walliser Bevölkerung zur Grosszügigkeit auf. Während der ersten Hälfte des letzten Kriegsjahres trafen noch laufend Flüchtlinge aus der italienischen Nachbarregion im Wallis ein.<sup>98</sup>

### 3.8.3 *Wegweisungen von Flüchtlingen*

Aufschlüsse über die Wegweisungen von Flüchtlingen geben die von dem Grenzwachtkorpskommandanten Rapp verfassten Berichte vom September 1942 bis Ende 1943, die sogenannten Belegbücher. In ihnen sind der Name, das Herkunftsland, der letzte Aufenthaltsort, die Religion und das Alter der angehaltenen Personen verzeichnet. Allerdings fehlen drei Belegbücher (Februar, April, Juni 1943) und die Daten vom Januar, März und Mai 1943 sind unvollständig. Die lückenhaften Dokumente geben auch keine Auskunft über Verhaftungen und Ausweisungen der Armee oder der Walliser Kantonspolizei. Leider sind auch keine Quellen über die Flüchtlingspolitik im Walliser Staatsarchiv erhalten geblieben. Aus diesen Gründen kann die genaue Zahl der an der Walliser Grenze abgewiesenen Flüchtlinge nicht mehr ermittelt werden.<sup>99</sup>

Aufgrund der Analyse der Belegbücher kommt Winiger zum Schluss, dass zwischen September und Dezember 1942 im Wallis 26% der von den Walliser Grenzwachtern aufgegriffenen Juden weggewiesen wurden. Diese Juden, denen man in der Schweiz den Status als politische Flüchtlinge verweigerte, stammten hauptsächlich aus Osteuropa (Polen). Sie stellten den Hauptharst der Flüchtlinge und versuchten fast immer über die Grenzen der Zonen 2 und 3 ins Wallis zu gelangen. Die zweitgrösste, sehr heterogene Kategorie in den Zonen 2 und 3 bildeten die nichtjüdischen Personen. Es handelte sich dabei vor allem um Franzosen, welche ihr Land verlassen hatten, weil sie zur französischen Widerstandsbewegung gehörten, Schmuggler oder sogar Kollaborateure waren, die um ihr Leben fürchteten. Darunter befanden sich aber auch Personen aus anderen Nationen und

98 *Winiger*, *La frontière et le refuge*, S. 49–56.

99 *Dies.*, *Le refuge à la frontière valaisanne*, S. 44f.

gewiss auch der eine oder andere Jude, der seine Religion zu verbergen versuchte, um seine Chancen auf Asyl in der Schweiz zu erhöhen. Die Rückschaffungsquote belief sich in dieser Kategorie auf 68 %, im Unterwallis (Zone 1) lag sie sogar um 10 % höher. Angesichts der ungenügenden Datenbasis lassen sich keine Schlüsse über die abgewiesenen italienischen Flüchtlinge in der Zone 3 machen.

Von den 59 festgenommenen Widerstandskämpfern in allen drei Zonen wurden 19 zurückgeschickt. Von den 18 jungen Leuten, die wegen des obligatorischen Arbeitsdienstes für Deutschland flohen, durften nur sechs im Wallis bleiben. Gerade einmal acht politische Flüchtlinge wurden gemäss den Weisungen aus der Bundeshauptstadt aufgenommen. 23 in der Schweiz internierte ausländische Soldaten versuchten unser Land zu verlassen, um sich den Truppen der Alliierten anzuschliessen. Obwohl die Grenzwächter diese geflohenen Internierten aufgreifen und in ihr Lager zurückschicken sollten, hielten sie sich in drei Fällen nicht an die Direktiven aus Bern.

Von den 7521 anerkannten Flüchtlingen,<sup>100</sup> die über das Wallis in die Schweiz geflüchtet waren, stammten mehr als 4800 aus Italien, mehr als 800 aus Frankreich, mehr als 700 aus Polen, mehr als 250 aus Deutschland und mehr als 240 Personen galten als staatenlos. Je gut 100 Österreicher, Holländer und Jugoslawen fanden ebenfalls Schutz in der Schweiz. Der Anteil der Personen jüdischen Glaubens betrug rund 23 %.<sup>101</sup>

Winiger hat aufgrund verschiedener Quellen feststellen können, dass von den 89 jüdischen Flüchtlingen, die an der Grenze von Saint-Gingolph zwischen dem 30. August und dem 22. Dezember 1942 von den Schweizer Zöllnern zurückgewiesen und den französischen Behörden übergeben wurden, 48 ins Lager von Rivesaltes überführt wurden, über das Schicksal der 41 anderen Personen ist nichts bekannt. Nach ihrer Überführung nach Rivesaltes – eine Zwischenstation auf dem Weg in die Vernichtungslager – verlieren sich die Spuren von 30 weiteren Flüchtlingen. Die verbleibenden 18 Personen wurden nach Auschwitz deportiert, wo Adela Preistag als Einzige überlebte; Leo Bertholz gelang während des Transports ins Lager die Flucht.<sup>102</sup>

### 3.8.4 Die Behörden und die Flüchtlingsfrage

Da die betreffenden Quellen im Staatsarchiv verschwunden sind, lässt sich das Verhalten der Walliser Kantonspolizei und der Armee in der Flüchtlingsfrage

100 Vgl. die eidgenössische Datenbank AUPER N im Bundesarchiv, Bestand E 4260 (C) 1985/196, Serie N.

101 *Winiger*, *La frontière et le refuge*, S. 56–61.

102 *Dies.*, *Le refuge à la frontière valaisanne*, S. 60.



nicht mehr rekonstruieren. Es steht jedoch fest, dass der Kommandant der Walliser Kantonspolizei Gollut mit seinem französischen Kollegen aus Hochsavoyen im März 1941 ein Abkommen unterzeichnete, welches das jeweilige Polizeikorps dazu verpflichtete, im Landesinneren aufgegriffene «unerwünschte» Flüchtlinge in Saint-Gingolph oder in Vallorcine direkt der Polizei zu übergeben. Seit Ende 1942 konnte dies für die der französischen Polizei übergebenen jüdischen Flüchtlinge die Deportation in ein Vernichtungslager bedeuten. Ein aus dem Wallis ausgeschaffter Flüchtling wurde nach der Übergabe an die französische Polizei sogar im Nachbarland erschossen.<sup>103</sup>

Auf französischer wie Walliser Seite gab es Leute, welche sich für die Flüchtlinge einsetzten. So beherbergte beispielsweise der Pfarrer von Bouveret Juden auf der Flucht und half ihnen bei der Weiterreise. Das Ehepaar Franken nahm Flüchtlinge in seinem Chalet in Novel an der Schweizer Grenze auf, bis sie einen Schlepper fanden oder wies ihnen den Weg in die Schweiz. Der Bergführer Ernest Brouze und Germaine Brouze aus Novel (Frankreich), die jüdische Flüchtlinge ins Wallis führten, wurden später mit der «Medaille der Gerechten» ausgezeichnet. Der Präsident von Saint-Gingolph (Schweiz) half ebenfalls Flüchtlingen beim Überschreiten der Grenze. Sein französischer Kollege in Saint-Gingolph benachrichtigte Jugendliche, die zum obligatorischen Arbeitsdienst in Deutschland eingezogen werden sollten und riet ihnen zur Flucht in die Schweiz. Deshalb wurde er deportiert und starb wenige Tage vor der Befreiung Frankreichs in einem Lager.

Frédéric Rapp, der Kommandant des Grenzwachtkorps, vertrat eine härtere Linie gegenüber den Flüchtlingen als die eidgenössischen Polizeibehörden. So kritisierte er im September 1942, dass Bern nach der Schliessung der Schweizer Grenzen die Bestimmungen für die Einreise der Flüchtlinge auf Druck der Öffentlichkeit wieder etwas lockerte. Ausserdem warf er der Armee in seinem Zuständigkeitsbereich immer wieder vor, sie verhalte sich gegenüber den Flüchtlingen zu nachsichtig. Rapp, der mit seinen antisemitischen und antikommunistischen Überzeugungen der «Ligue Vaudoise» nahestand, fehlte jegliches Verständnis für die Flüchtlinge, die er wegen ihrer politischen Ideen und der Rassenvermischung als Gefahr für die Schweiz betrachtete.<sup>104</sup> In ihrer Studie über Saint-Gingolph im Zweiten Weltkrieg kommt Winiger zum Schluss, dass sich aufgrund der punktuellen schriftlichen Quellen nicht mehr rekonstruieren lässt, wie sich die dortige Bevölkerung in der Flüchtlingspolitik positionierte. Der Bericht eines Grenzwachtoffiziers vom 1. Oktober 1942 hält jedoch fest, dass die Rückschaffungen der Flüchtlinge in Saint-Gingolph auf Ablehnung stiessen.<sup>105</sup>

103 *Dies.*, La frontière et le refuge, S. 35, 67.

104 Ebd., S. 61–67; vgl. auch *dies.*, Le refuge à la frontière valaisanne, S. 79.

105 Ebd., S. 73.

### 3.8.5 Kollaborateure

Laut Luc van Dongen nahm das Wallis mindestens 40 Personen temporär oder dauerhaft auf, die sich in ihren Heimatländern durch die Zusammenarbeit mit den Nazis, als Faschisten oder als Anhänger des Vichy-Regimes diskreditiert hatten und durch Flucht ihrer Bestrafung zu entgehen versuchten. Mehr als die Hälfte waren Franzosen (26), ein Viertel Italiener (10) und der Rest Deutsche (4) und Belgier (2). Ob jemand gegen Kriegsende als politischer Flüchtling aufgenommen wurde, lag jedoch nicht im Ermessen des Walliser Staatsrats, sondern wurde allein vom Bundesrat und der Bundesanwaltschaft entschieden. Die meisten der Flüchtlinge mit brauner Vergangenheit gaben an, dass sie in ihrem Heimatland bedroht und verfolgt würden. Für sie war die Schweiz beziehungsweise das Wallis ein Hafen der Sicherheit, wo sie auf bessere Tage in ihrem Land warten wollten oder in Ruhe ihre Weiterreise vorbereiten konnten. Einige Flüchtlinge gelangten illegal in die Schweiz, wo sie sich bei den zuständigen Behörden meldeten, um den Status eines politischen Flüchtlings zu erlangen, indem sie auf ihre Gefährdung im Heimatland hinwiesen und ihre Vergangenheit mehr oder weniger wahrheitsgetreu offenlegten, andere verschwiegen diese und gaben sich als Militärflüchtlinge aus. Wer aufgrund politischer Handlungen in seinem Land bedroht war und der Schweiz weder in der Vergangenheit geschadet hatte noch eine Gefahr für deren Sicherheit darstellte, durfte aufgenommen werden. Zu den unerwünschten Flüchtlingen zählten hingegen Kollaborateure, Nationalsozialisten, Faschisten und Neofaschisten, falls sie als Zivilisten um Asyl baten; trugen diese jedoch eine Uniform, mussten sie mit Ausnahme der Neofaschisten wie Militärpersonen und Internierte behandelt werden. Dazu wurde eine Liste von ungefähr 6500 Personen erstellt, welche die Schweiz nicht betreten durften. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Personen, die laut den Alliierten Kriegsverbrechen begangen hatten.

Es fällt auf, dass der Bund und einige Kantone Kollaborateure häufig in katholischen Kantonen platzierten, wo sie der Einfluss des Klerus zu schützen schien. Besonders beliebt waren die Kantone Wallis und Freiburg, wobei den Wallisern der eine oder andere Flüchtling von Bern aufgezwungen wurde. Aus der Untersuchung von Luc van Dongen geht hervor, dass namhafte Politiker wie die Staatsräte Cyrill Pitteloud und Maurice Troillet, der spätere Bundesrat Roger Bonvin, der Bischof Viktor Bieler und das Kloster Saint-Maurice Flüchtlingen mit brauner Vergangenheit im Wallis halfen. Nachdem sich die Lage ab 1946 in Italien, ab 1948 in Deutschland und zwischen 1951 und 1953 in Frankreich beruhigt hatte, kehrten fast alle Flüchtlinge in ihre Heimatländer zurück, einige zogen nach Südamerika weiter, andere bauten sich im Wallis eine neue Existenz auf, versuchten

ihre Vergangenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, ohne diese jedoch zwangsläufig zu verleugnen.<sup>106</sup>

### *3.9 Die Lager für Kriegsinternierte und Flüchtlingsheime*

David Michielian beschäftigte sich mit der Geschichte der Lager für Militärinternierte und Zivilflüchtlinge im Zweiten Weltkrieg. Etwas weniger als 296'000 Ausländer erhielten in diesem Zeitraum in der Schweiz Asyl.

#### *3.9.1 Organisation und Standorte der Internierten- und Flüchtlingslager*

In mehr als 30 Walliser Gemeinden der Berg- und Talregion lebten und arbeiteten Flüchtlinge. Neben den Flüchtlingsheimen gab es auch Lager für Zivilflüchtlinge und Militärinternierte, die unterschiedliche Arbeiten im Freien verrichteten. Die Militärlager bestanden im Wallis vom September 1940 bis in den Herbst 1943, die Lager für Zivilflüchtlinge entstanden erst ab 1942, als der massive Zustrom von flüchtenden Personen aus Frankreich, Holland und Belgien zu einer Reorganisation des Flüchtlingswesens führte. Die Zivilflüchtlinge wurden nach der Sichtung und Quarantäne in Aufnahmelager geschickt. Danach gelangten die arbeitsfähigen Männer, die mindestens 16, aber maximal 60 Jahre alt waren, in Arbeitslager. Die älteren und arbeitsunfähigen Männer sowie die Frauen und Kinder verteilte man in Heime oder brachte sie bei Privatpersonen unter.

Die zivilen Lager unterstanden der Zentralleitung (Departement für Justiz und Polizei) und die Interniertenlager dem Eidgenössischen Militärdepartement. Im Frühling 1941 verteilte man die Internierten in die neu geschaffenen sieben Sektoren Aargau, Graubünden, Reuss, Rhone, Seeland, Thur und Tessin. Obwohl der Sektor Rhone, zu dem auch die Waadt, Genf und Freiburg gehörten, teilweise auf Walliser Territorium lag, war für ihn nicht die Walliser Regierung, sondern das Eidgenössische Militärdepartement zuständig. Im Sektor Rhone gab es anfänglich nur ein Lager für internierte polnische Offiziere in Henniez, ein Interniertenlager in Illarsaz (Collombey-Muraz) und zwei Zweigstellen in Mont Chemin oberhalb von Martinach und Chandoline in der Nähe von Sitten. Jedes Lager wurde von einem Schweizer Kommandanten meist im Range eines Hauptmanns geleitet, wobei ihm ein Fourier und mindestens ein Ordonnanzoffizier beistanden. Die Arbeiten in der Küche und für den Unterhalt des Lagers verrichteten die Internierten. In jedem der sieben Sektoren gab es ein gutes Dutzend Basislager und mehrere

<sup>106</sup> *Van Dongen, Le refuge des vaincus*, S. 141–160.



*Abb. 6: Lager der polnischen Internierten in Granges 1942  
(Foto: Archivum Helveto-Polonicum Freiburg)*

Zweigstellen, wo die Internierten Strassen bauten, Bäume entrindeten oder Rodungen bewerkstelligten. Nach dem Ende der Arbeiten oder dem Wintereinbruch kehrten diese Internierten ins Basislager zurück. Neben den Arbeitslagern existierten in der Schweiz auch universitäre Lager, Lager für Offiziere und Straflager, von denen Wauwilermoos (Kanton Luzern) am bekanntesten war. Dort verbüsst Internierte, die den Befehl verweigert hatten, aus dem Lager ausgebrochen oder zu spät ins Lager zurückgekehrt waren, ihre Strafen.

Ab September 1940 wurden die ersten polnischen Internierten vom Sektor Seeland in die Minen von Chandoline verlegt. Das Detachement bestand anfänglich aus einem Leutnant, zwölf Unteroffizieren und 33 Soldaten. Ein Jahr später arbeiteten 20 internierte Polen aus der Region von Chur in den Minen von Mont Chemin. Zur selben Zeit erhöhten ebenfalls polnische Internierte die Staumauer des Illsees, der zwischen dem Turmanntal und dem Val d'Anniviers liegt. Im November 1941 entstand das erste Basislager für polnische Internierte in Illarsaz. Durch den Bau der Lager in Saillon und Granges im Frühjahr 1942 befanden sich vier der fünf Lager des Sektors Rhone im Wallis, wobei noch drei Zweiglager in Crans, Chandoline und in Mont Chemin hinzukamen. Bei den Insassen dieser Militärlager handelte es sich ausschliesslich um polnische Internierte. Im Februar 1943 lebten 710 Internierte in den Lagern von Illarsaz (190), Châteauneuf (180),

Granges-Lens (128) und Saillon (103) sowie in den Zweiglagern von Chandoline (90) und Mont Chemin (19). Es fällt auf, dass in den andern Kantonen des Sektors Rhone nur 317 Internierte lebten und arbeiteten. Neben den bereits erwähnten Einsätzen in den Minen und den Arbeiten an der Staumauer des Illsees, beteiligten sich die Polen an der Anbauschlacht (Plan Wahlen), erstellten in Montana das Trasse für einen neuen Skilift auf den Mont-Lachaux und arbeiteten in Wiler und Blatten, wo der «Polenstutz» in der kollektiven Erinnerung der Einwohner verankert geblieben ist, für die Gemeinde.

Einigen sowjetischen Kriegsgefangenen, welche in Deutschland und in Italien Zwangsarbeit leisteten, gelang die Flucht in die Schweiz. Nach einem Hungerstreik und Arbeitsverweigerung im Lager Andelfingen (ZH) verlegte man sie am 19. Juni 1943 in ein Lager in Raron. Nach dessen Schliessung am 10. Dezember 1943 wurden diese sowjetischen Internierten ins Lager von Chaluet im Berner Jura verlegt. Die im letzten Kriegsjahr nach Illarsaz gebrachten sowjetischen Internierten verblieben bis zu ihrer Repatriierung im dortigen Lager.

Nach dem Machtwechsel und der deutschen Besatzung Norditaliens gelangten im September und Oktober 1943 20'000 Soldaten und Zivilflüchtlinge über die Schweizer Grenze. Rund 50 italienische Soldaten erreichten Arolla nach einem beschwerlichen Fussmarsch. In Champex wurde eine Gruppe italienischer Soldaten und Zöllner aufgegriffen und nach Monthey gebracht, wo ihnen die Colonia Italiana einen herzlichen Empfang bereitete. Rund 30 italienische Gebirgsjäger (alpini) gelangten über die Berge Hochsavoyens nach Martinach. Die Soldaten wurden nach dem Grenzübertritt entwaffnet und interniert. Ein Teil der italienischen Militärpersonen wurde in andere Kantone verlegt. Die italienischen Internierten verrichteten in Reckingen, Ulrichen, Münster, Raron und Turtmann Arbeiten für die Schweizer Armee.

Bis 1938 erlaubte die Schweiz den Flüchtlingen aus Deutschland und Zentral-europa nur die Durchreise. Ab Juli 1942 durften anerkannte Zivilflüchtlinge bis Kriegsende bleiben. Da ihre Zahl im Sommer 1942 beträchtlich anstieg, wurden sie nach ihrer Ankunft in Empfangslagern interniert, die dem Militär unterstanden. In der ehemaligen Briger Teigwarenfabrik del Oro und in einem alten Theater in Martinach richtete man die beiden Walliser Aufnahmelager ein. Nach einer medizinischen Kontrolle gelangten die Flüchtlinge in zivile Arbeitslager, Heime, Pensionen oder wurden bei Familien untergebracht. Die zivilen Arbeitslager befanden sich im Zentral- und Oberwallis (Châteauneuf, Granges, Pont-de-la-Morge, Siders, Montana, Haute-Nendaz, Chalais, Gampel, Raron, Salgesch und Visp).

Der Alltag der Internierten und der Flüchtlinge wies viele Gemeinsamkeiten auf: einfache Behausung in Holzbaracken, rudimentäre sanitäre Anlagen, Spannungen wegen des Zusammenlebens auf engstem Raum. Sowohl die Internierten als auch die Flüchtlinge bauten Strassen, legten Entwässerungsgräben an, rodeten, um die Anbauflächen zu vergrössern, stachen Torf, der die fehlende Kohle

ersetzen sollte und machten durch Erdarbeiten Land urbar. Die Internierten waren jedoch durch internationale Konventionen besser als die Flüchtlinge geschützt.

In den Gemeinden stiessen die Lager kaum auf Widerstand. Einzig in Turtmann begegneten die Bevölkerung und ihr Präsident den internierten Italienern und ihren Schweizer Bewachern mit Skepsis. Da die Lager wie im Jura und Kanton Freiburg an isolierten Orten errichtet wurden und strikte Regeln für die Internierten galten, welche auch den Ausgang und den Urlaub genau regelten, verringerte sich das Konfliktpotenzial mit der einheimischen Bevölkerung. Ausserdem konnten die Gemeinden, in denen Lager bestanden, dank Subventionen des Bundes öffentliche Arbeiten durch Internierte oder Flüchtlinge billiger ausführen lassen.<sup>107</sup>

### 3.9.2 Unterbringung der Flüchtlinge in Hotels

Angesichts der grossen Zahl der Flüchtlinge brachte man ab 1943 die arbeitsunfähigen Personen, die Frauen und die Kinder vermehrt in Hotels unter. Im November 1944 befahl der Bund den Gemeinden Saas Fee, Leukerbad und Zermatt Hotels für die Aufnahme von Flüchtlingen zu beschlagnahmen, wobei Zermatt 1500, Saas Fee 450 und Leukerbad 700 Flüchtlinge beherbergen sollten. Der Walliser Hotelierverband bat den Walliser Staatsrat Troillet die zuständigen eidgenössischen Behörden auf die finanziellen Nachteile hinzuweisen, welche den betreffenden Gemeinden dadurch erwachsen. Im schlimmsten Fall sollten die Flüchtlinge Ende Mai 1945 die drei Tourismusorte verlassen, damit man die Sommersaison vorbereiten konnte. Schliesslich verzichtete der Bund auf die geplanten Flüchtlingsheime in Zermatt, Saas Fee und Leukerbad, diese entstanden in Champéry und Morgins, wo der Tourismus ebenfalls eine grosse Rolle spielte. Selbst auf dem Gebiet des Reduits eröffnete man in Montana, Finhaut, Täsch, Randa und St. Niklaus Heime für Flüchtlinge.

Wegen der Flüchtlingswelle von 1943/1944 wies man die Flüchtlinge je nach Nationalität und Konfession bestimmten Heimen zu, was vorher nicht der Fall gewesen war. Die jüdischen Flüchtlinge fanden in Morgins und Champéry Aufnahme. Das unter militärischer Kontrolle stehende Heim in Champéry zählte im Juni 1944 650 Flüchtlinge, von denen 571 jüdischen Glaubens waren. Dem damals grössten Schweizer Flüchtlingsheim gehörten aber auch Protestanten und Orthodoxe an, die den Gottesdienst in Monthey beziehungsweise in Territet besuchten.

Die Menschen auf der Flucht stammen aus ganz Europa; vor allem aus Deutschland, aber auch aus Polen, Italien, Jugoslawien, Frankreich, der Tschechoslowakei, Belgien, Griechenland, Ungarn oder Rumänien. Einige kamen aus Russland,

<sup>107</sup> Michielan, *Camps et homes d'accueil valaisans*, S. 69–75.

Litauen, Palästina oder gar Argentinien. Zahlreiche Staatenlose aus Deutschland oder Österreich lebten ebenfalls im Flüchtlingsheim in Champéry, das aus 9 Pensionen und verschiedenen Hotels bestand, von denen zwei den Kindern vorbehalten blieben. Die Leitung des Heims oblag dem Schweizer Kommandanten, ein Schweizer Arzt gewährleistete mit vier internierten Ärzten und einem Zahnarzt den Sanitätsdienst, die Kinder wurden von ihren eigenen Müttern oder Fachleuten behandelt und von Flüchtlingen im Heim unterrichtet. Die meisten internen oder externen Arbeiten verrichteten die Flüchtlinge selbst, so arbeiteten sie etwa in der Küche oder der Schreinerei, spalteten Holz, heizten, wuschen Kleider, schleppten Wasser oder bügelten. Es wurden auch eine Schneider- und Schusterwerkstatt sowie eine Buchbinderei eingerichtet. Das Heim zeichnete sich durch einen hohen Grad an Autarkie aus.

Im Bergdorf Finhaut dienten die beiden grössten Hotels als Flüchtlingsheime, die etwa hundert Personen aufnehmen konnten. Die ersten Flüchtlinge aus Frankreich, Italien oder Deutschland trafen im Dezember 1942 ein. Ein Jahr später fanden vor allem Ukrainer und Polen Schutz in Finhaut, von denen einige bis im Herbst 1945 blieben, andere überschritten heimlich die in der Nähe des Dorfes gelegene französische Grenze, so dass sich gegen Kriegsende kaum mehr Flüchtlinge in Finhaut aufhielten. Deshalb quartierte man dort an Tuberkulose erkrankte deutsche Soldaten ein, was das Missfallen der Einheimischen und der Zeitung «Le Confédéré» erregte.

In Montana, Randa und Täsch richtete man Heime für Frauen und Kinder ein. So entstand beispielsweise in einem mangels Touristen beschlagnahmten Hotel in Täsch ein Heim, wo junge, nicht praktizierende Jüdinnen italienischer, tschechischer, polnischer oder französischer Herkunft arbeiteten. Sie kümmerten sich während des Tages um den Unterhalt des Hotels, während ihre Kinder im Hort betreut wurden und die Mütter bis Arbeitschluss nicht sehen durften.<sup>108</sup>

### *3.9.3 Arbeits- und Lebensbedingungen in den Lagern*

Werfen wir noch einen Blick auf die Arbeits- und Lebensbedingungen in den Lagern: Zusammen mit 300 Schweizer Arbeitern erhöhten polnische Internierte die Staumauer des Illsees um sieben Meter. Die Polen hausten in zwei elektrisch geheizten Baracken, Duschen und Toiletten waren in genügender Zahl vorhanden und die Internierten assen mit den Schweizern, mit denen sie sich gut verstanden, in derselben Kantine. Ab Juni 1942 verschlechterte sich die Stimmung unter den Polen, weil mehr als die Hälfte der Internierten die harte Arbeit in der für sie

108 Ebd., S. 75–77.



*Abb. 7: Polnische Internierte erhöhen die Staumauer des Illsees (1942)  
(Foto: Archivum Helveto-Polonicum Freiburg)*





*Abb. 8: Polnischer Internierter in der Mine von Chandoline  
(Foto: Archivum Helveto-Polonicum Freiburg)*

ungewohnten Höhe auf 2340 m ü. M. nicht mehr ertragen und viele von ihnen in tiefere Lagen gebracht werden mussten. Nichtsdestotrotz wurden polnische Internierte bis zum Abschluss der Arbeiten im September 1942 am Illsee eingesetzt.

In Chandoline, wo Kohle abgebaut wurde, waren die polnischen Internierten, meist Minenarbeiter, anfänglich mit der Unterkunft, der Verpflegung und ihren Löhnen zufrieden. Die Arbeitsbedingungen waren jedoch sowohl für die schweizerischen wie auch für die polnischen Mineure schwierig: Die wöchentliche Arbeitszeit betrug 72–80 Stunden und sogar sonntags wurde gearbeitet. Im Dezember 1940 beschwerten sich die polnischen Internierten beim Direktor der Minen über die zu langen Arbeitszeiten. Nachdem keine Einigung erzielt werden konnte, beschloss der Direktor die ausländischen Arbeiter zu entlassen, kam dann aber später auf seinen Entscheid zurück. Durch zwei Konventionen verbesserten sich die Arbeitsbedingungen der Mineure in Chandoline und auf dem Mont Chemin. Im Juli 1943 arbeiteten 114 polnische Internierte in den Minen von Chandoline, während die Zahl der Walliser Mineure im November 1942 auf 500 anstieg. Die Walliser wurden als Handlanger für die polnischen und schweizerischen Mineure



*Abb. 9: Polnische Mineure in Chandoline  
(Foto: Archivum Helveto-Polonicum Freiburg)*



*Abb. 10: Polnische Internierte in Granges (1943)  
(Foto: Archivum Helveto-Polonicum Freiburg)*

eingesetzt.<sup>109</sup> Internierte Studenten setzte man im Wallis während der Semesterferien als Holzfäller ein. So schlugen beispielsweise 31 Theologiestudenten der Uni Freiburg von Ende Juni bis Ende Oktober 1944 Holz für das Flüchtlingsheim in Finhaut.<sup>110</sup>

Anfänglich stellten die sanitären Anlagen (WC und Duschen) in den Lagern ein Problem dar: Die Toiletten in Granges, Montana und Saillon verfügten über kein Wasser und stanken. In Saillon wuschen sich die Internierten im Kanal, dessen Wasser sehr kalt war. In Montana gab es im August 1942 keine Duschen. All diese Mängel konnten jedoch bis September 1942 behoben werden, so dass nun die Hygiene in den Lagern als gut erachtet wurde. Durch einige Anpassungen machte man die Lagerbaracken wintertauglich. Im Mai 1943 verfügten alle Lager im Sektor Rhone über ein Krankenzimmer, einige sogar über eine Soldatenstube. Am Anfang erhielten die Internierten in den Lagern um 8–9 Stunden Arbeit bewältigen zu können, zu wenig Nahrung. Normalerweise betrug die Tagesration 450 Gramm Brot pro Mann, wobei sie in Illarsaz 100 Gramm tiefer lag, obwohl die dort internierten Polen während 9 Stunden körperliche Arbeit verrichteten. Nachdem sich diese beschwert hatten, wurde ihre Tagesration erhöht. Eine Untersuchung des Bundes in den Lagern, in denen Italiener interniert waren, zeigte auf, dass deren Klagen über zu wenig Nahrung unberechtigt waren, weil ihnen dieselben Rationen zustanden wie der Schweizer Zivilbevölkerung.<sup>111</sup>

### 3.9.4 Kulturelle Angebote und Fortbildung in den Lagern

Wie versuchte man die Monotonie in den Lagern zu bekämpfen? In Illarsaz begannen die Internierten in der Soldatenstube kurze Kriegskommunikées aufgrund der neusten Nachrichten zu verfassen. Der dortige Lagerkommandant hatte sich dafür eingesetzt, dass den Insassen jede zweite Woche ein Film gezeigt wurde. Von Zeit zu Zeit spielte das Divisionstheater für die Internierten. Während der langen Wintermonate trugen Internierte ihren Kameraden Ausschnitte aus der polnischen Literatur vor. Die Internierten, die an der Staumauer des Illsees arbeiten, kamen ebenfalls in den Genuss von Filmvorführungen. Einmal pro Woche begab sich ein Priester zum Illsee, um die Messe zu lesen. Die im Lager tätigen Priester beschränkten sich nicht auf die Seelsorge, sondern halfen den Internierten beim Verfassen von Briefen an militärische und zivile Behörden sowie an Hilfskomitees. Auch in sozialer und kultureller Hinsicht – etwa bei der Organisation von Lesezirkeln oder Kursen – leisteten sie unterstützt von Freiwilligen Bedeutendes.

109 *Michielan*, *Camps et homes d'accueil valaisans*, S. 77–82.

110 *Ebd.*, S. 92.

111 *Ebd.*, S. 94f.

Ausflüge in Städte oder Touristenorte im Sommer stiessen bei den Insassen auf grossen Anklang. Im August 1942 fuhren die Internierten des Lagers Illarsaz beispielsweise mit dem Schiff nach Pully, während sich ihre Kollegen aus Saillon und Granges auf den Gornergrat begaben und die Lagerinsassen von Chandoline das Comptoir Suisse in Lausanne besuchten. Im Flüchtlingsheim in Champéry wurden verschiedene Sprach- und Malkurse angeboten. Daneben entstand ein literarischer und naturwissenschaftlicher Lesezirkel, wo sich die Teilnehmer in ihren jeweiligen Fachgebieten auf dem Laufenden halten konnten. Hinzu kamen Musik- und Gesangskurse, die internierte Künstlerinnen und Künstler erteilten. Auf grosses Interesse im Lager stiessen die Konzerte der internierten Musiker. In Werkstätten konnten die Flüchtlinge ohne berufliche Ausbildung ein Handwerk erlernen, um besser auf die schwierige Nachkriegszeit vorbereitet zu sein. Den jungen Frauen in den Heimen von Randa und Täsch, die kleine Kinder hatten und sich um den Unterhalt des Hotels kümmerten, blieb kaum Zeit für andere Tätigkeiten. Dementsprechend gering fielen dort die kulturellen Angebote aus.<sup>112</sup>

### *3.9.5 Kontakte zur einheimischen Bevölkerung*

Die Musik förderte die Kontakte zwischen den Internierten und den Einheimischen. So gab der polnische Interniertenchor von Granges in Siders ein Konzert, an dem polnische Lieder gesungen wurden, ein Operntenor Arien vortrug und ein Pianist Werke von Chopin spielte. Das Konzert war ein grosser Erfolg und trug den Polen die Sympathie des Publikums ein. Die Bande zwischen Polen und Wallisern wurden anschliessend an einem Empfang im Hotel Bellevue mit viel Wein und Wodka gefestigt. Der Chor der Internierten, die an der Universität Fribourg studierten, begab sich auf eine Tournee in die Westschweiz, wobei auch Konzerte in Siders und Sitten stattfanden, an denen das Publikum grossen Gefallen fand.

Der Flüchtling Yvan Arato, der vor dem Krieg Komponist und Orchesterchef in Budapest gewesen war, übernahm in Finhaut 1945 während drei Monaten die Leitung des örtlichen Gesangsvereins, wodurch das Niveau beträchtlich anstieg. Die Mitglieder des Gesangsvereins wurden von den Flüchtlingen ins Heim eingeladen, wo man ihnen ein spezielles Musikprogramm vorspielte.

Verschiedentlich fanden auch Fussballspiele zwischen lokalen Vereinen und Interniertenmannschaften statt. Ein Gemeinderat aus Aigle wollte sogar einen Internierten aus dem Lager Illarsaz für den dortigen Fussballklub verpflichten, was jedoch am Veto von Bern scheiterte. Einen anderen Weg ging der Fussballklub Vétroz, der den italienischen Internierten Amadeo Lanzi aus Domodossola

112 Ebd., S. 100–103.

mehrmals unter falschen Namen spielen liess. Lanzi kehrte 1947 ins Wallis zurück und arbeitete bis 1983 in der Alusuisse in Chippis, wo er auch Fussball spielte. Als geschickter Werber für den Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverband (SMUV) wurde er bald in der ganzen Schweiz bekannt.

In Chandoline durften sich Internierte, die nicht arbeiteten, im Ausgangsrayon frei bewegen, mussten aber um 22 Uhr ins Lager zurückkehren. Zweimal pro Woche war ihnen der Besuch der Kinos in Sitten erlaubt. Da es in Chandoline keine Soldatenstube gab, begaben sich die polnischen Mineure nach Arbeitsschluss ins Café von Turin. Dies verstärkte die ohnehin schon guten Kontakte zu der einheimischen Bevölkerung. Die Polen spielten Karten, tanzten mit den jungen Walliserinnen und tranken nicht selten über den Durst. Obwohl der Bund und der Walliser Staatsrat Heiraten zwischen Internierten und Schweizerinnen verboten, wurden allein in Chandoline vier und im gesamten Kanton mehr als 30 solcher Ehen geschlossen. Hinzu kamen noch über 100 Heiraten zwischen Flüchtlingen aus Lagern und Heimen. Bei der einheimischen Bevölkerung scheinen die polnischen Internierten beliebter als die Flüchtlinge gewesen zu sein. Gemäss Bundesbehörden stellte der übermässige Alkoholgenuss der Internierten im Sektor Rhone ein Problem dar: Als Gründe dafür führte man die Gastfreundschaft der Walliser, die starken und billigen Weine sowie das heisse Klima an. Wenn der Alkohol einerseits die Verbrüderung zwischen Einheimischen und Internierten förderte, so war er andererseits oft ein Grund für Schlägereien: In einem Café in Grône kam es am 1. August 1944 zu einem heftigen Streit, bei dem drei Einheimische und sechs griechische Internierte verletzt wurden, von denen einer später seinen Verletzungen erlag. Der Bund nahm solche Konflikte, die er als schädlich für das Ansehen der Schweiz betrachtete, sehr ernst. Dem Staatsrat und den Gemeinden war hingegen der Schutz der Einheimischen weitaus wichtiger. Laut Kommandant der Walliser Kantonalpolizei Gollut fehle es in den Lagern an Disziplin und die Überwachung sei nicht streng genug, worüber sich die Walliser Bevölkerung beklage. Aufsehen über die Kantonsgrenzen hinaus erregte eine Schlägerei vom 11. März 1944 in Siders, bei der sieben jüdische Flüchtlinge verletzt wurden. Das zuständige Gericht verurteilte die betrunkenen Walliser Jugendlichen, welche die jüdischen Flüchtlinge grundlos attackiert hatten. Der Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei Rothmund hatte einige Monate vor der Gerichtsverhandlung eine harte Bestrafung der Täter gefordert. Solche Vorfälle liessen das Ausland glauben, dass in der Schweiz Antisemitismus verbreitet sei. Nach einigen Vorfällen strich man Aproz aus dem Ausgangsrayon der polnischen Internierten, die im Lager Châteauneuf lebten. In Glis wäre es am 15. April 1945 beinahe zu einer Schlägerei gekommen, als Zivilisten italienische Internierte beleidigten. Dank Alarmierung der Kantonspolizei, der Heerespolizei und eines Wachtrupps der Armee konnten Handgreiflichkeiten verhindert werden. Auch hier war bei den Einheimischen, die wegen einer Schiessübung bewaffnet waren, Alkohol im Spiel. Der Schweizer

Lagerkommandant und der italienische Vorgesetzte der Internierten verlangten am nächsten Tag in einem Brief an den Verbindungsoffizier des Sektors Rhone die sofortige Schliessung des Lagers in Glis.

Die polnischen Soldaten und Offiziere kehrten gemäss polnisch-französischem Abkommen vom Juni 1940 nach Kriegsende nach Frankreich zurück; die Repatriierung der russischen Internierten begann am 10. August 1945. Erste italienische Internierte waren bereits im März 1945 in ihr Heimatland zurückgekehrt. Danach schlossen aber die Besatzungsmächte die italienischen Grenzen, was die Italiener glauben machte, dass die Schweizer sie nicht gehen liessen. Schliesslich wurden die Italiener auf Wunsch der Alliierten in folgender Reihenfolge repatriiert: Zuerst verliessen die Carabinieri, dann die Finanzbeamten, später die Partisanen und zuletzt die entwichenen Kriegsgefangenen unser Land. Ungefähr 600 Männer der Gruppe Val Toce wurden am 5. Mai 1945 zusammen mit einer kleinen Gruppe italienischer Studenten über Brig in ihre Heimat entlassen. Im Mai desselben Jahres gelangten täglich 1000 Italiener via Brig, Tessin oder Graubünden in ihre Heimat.<sup>113</sup>

### *3.9.6 Flucht aus Interniertenlagern*

Wöchentlich flohen polnische Internierte aus den Lagern, wobei ihnen ihre guten Kontakte zu Zivilisten in der Schweiz die Flucht erleichterten. Der Heerespolizei gelang es, einige Fluchthelfer zu verhaften. Bei der Suche nach ausgebrochenen Internierten arbeitete die Heerespolizei, mit den Grenzwächtern, den Grenztruppen und dem Territorialdienst zusammen. Fünf Infanterieregimenter waren einzig für die Bewachung der internierten Soldaten und Offiziere ausgehoben worden. Etwas mehr als die Hälfte (858) der 1631 ausgebrochenen polnischen Internierten konnten bis Ende Mai 1941 aufgegriffen werden. Aus dem Lager Illarsaz flohen schon früh Polen, die nach Frankreich zurückkehren wollten. Viele dieser Polen hatten vor der Internierung in Frankreich gelebt und waren in die zweite Jägerdivision Frankreichs integriert worden. Die Nähe der französischen Grenze, die in dieser Region viel leichter als im hochalpinen Raum zu überwinden war, verleitete viele Polen mit Wohnsitz in Frankreich zur Flucht. Um solche Unterfangen zu erschweren, verlegte man Mitte April 1942 alle in Frankreich wohnhaften polnischen Internierten von Illarsaz nach Granges. Während der Flucht verunglückte ein polnischer Feldweibel am 4. Mai 1942 in den Bergen oberhalb von Vionnaz tödlich. Gegen Ende des Jahres 1942 sank die Zahl der geflüchteten Polen, weil ihre Familien Frankreich bereits verlassen hatten und die Schweizer Armee die

113 *Michielan, Camps et homes d'accueil valaisans*, S. 100–114.

schlechten Nachrichten aus Frankreich mit Nachdruck unter den polnischen Internierten verbreitete. Ausserdem wurden viele Netzwerke von Fluchthelfern aufgedeckt. Die Tatsache, dass die französische Widerstandsbewegung nahe an der Grenze zum Wallis agierte, bewog viele polnische Internierte zur Flucht, welche sich in der Endphase des Krieges an den Kämpfen gegen die Deutschen beteiligen wollten. 1944 kam es in allen Lagern mit polnischen Internierten zu Ausbrüchen. Die Zahl der flüchtigen internierten Polen stieg im Sektor Rhone von 95 im Jahr 1943 auf 397 im darauffolgenden Jahr, wobei noch 54 Italiener, 73 Engländer, 55 Amerikaner, 3 Franzosen und ein Jugoslawe hinzukamen. Selbst im letzten Kriegsjahr flüchteten 424 Internierte, wobei sich diesmal die Italiener (198) und die Polen (192) die Waage hielten; abgesehen von einem Russen handelte es sich bei den andern 48 Flüchtigen um Amerikaner.<sup>114</sup>

### 3.9.7 Die kollektive Erinnerung an die Flüchtlinge und die Internierten

Simon Roth beschäftigte sich mit der Frage, wie sich das Wallis in den späteren Jahrzehnten an die Flüchtlinge und Internierten der Jahre 1941–1945 erinnerte. Im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung blieben etwa der bereits erwähnte Polenstutz in Blatten, die Polenstrasse in Glis und der «canal des Polonais» in der Stadt Sitten haften. Bei der Diamantfeier 1989 gedachte man in der Schweiz und im Wallis<sup>115</sup> fast ausschliesslich der Mobilisierung der Armee im Jahre 1939. Die Flüchtlinge und die Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wurden dabei ausgeblendet.<sup>116</sup>

In einer weiteren Studie versuchte Simon Roth die öffentliche Meinung betreffend die Flüchtlingsfrage aufzuarbeiten. Bei diesem methodisch sehr schwierigen Unterfangen stützte er sich mangels anderer Quellen fast ausschliesslich auf die damaligen Walliser Zeitungen. Fassbar werden dabei aber nur die Haltungen der beiden Journalisten André Marcel (*Le Confédéré*) und Charles Haegler (*Le Nouvelliste valaisan*).<sup>117</sup>

### 3.10 Die Zeit nach 1945

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte das Wallis einen wirtschaftlichen Transformationsprozess, der unseren Kanton innerhalb weniger Jahrzehnte tiefgreifend

114 *Michielan*, *Camps et homes d'accueil valaisans*, S. 95–97.

115 OK «Diamant» Brig/Simplon (Hg.), Herbst 1939.

116 *Roth*, *Une mémoire en pièces détachées?*, S. 161–176.

117 *Ders.*, *L'opinion publique et la question du refuge*, S. 115–140.



veränderte und ohne den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte nicht möglich gewesen wäre. Myriam Evéquo-Dayen untersuchte in ihrer Studie «Le Valais et les étrangers depuis 1945»<sup>118</sup> die Rolle der ausländischen Arbeiter/-innen in der Walliser Wirtschaft, ihre Lage im Wallis, die Ausländerpolitik des Kantons, die öffentliche Meinung im Spiegel der Überfremdungsinitiativen sowie die Integration und Naturalisation der Ausländer bis Ende der 1980er Jahre.

### *3.10.1 Die Boomjahre (1950–1975):*

#### *Ausländer als gefragte Arbeitskräfte in den drei Sektoren*

Wie in der Modernisierungsphase von 1895–1914 stand auch in den drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg die Entwicklung der Wasserkraft, des Tourismus und der Verkehrswege im Mittelpunkt. Die durch die Kriegswirtschaft geförderten Metall- und Chemieindustrien durchliefen wie die Landwirtschaft ab 1946 eine schwere Krise. 1950 begann der Bau der Staudämme Grande Dixence und Mauvoisin. Der aufwändige Bau von Brücken, Tunnels und Strassen zur Erschließung der Seitentäler führte dazu, dass Hoch- und Tiefbau bis 1966 die wichtigsten Sektoren blieben. Die neuen Strassenverbindungen, die ausgebauten Alpenpässe und der Bau des Grossen Sankt-Bernardtunnels trugen zur Entwicklung des Tourismus bei: Neben den bereits bestehenden Tourismusorten wie beispielsweise Zermatt, Verbier, Crans und Montana entstanden neue, wobei sich die Zahl der Übernachtungen im Wallis 1965 im Vergleich zu 1952 verdreifachte. Obwohl immer mehr Walliser/-innen sich von der Landwirtschaft abwandten – die Zahl der im Agrarsektor tätigen Personen sank zwischen 1941 und 1980 um 87% – konnten die einheimische Bevölkerung den Bedarf an Arbeitskräften für die gewaltigen Infrastrukturbauten nicht decken, was den Einsatz von Ausländern erforderte. Diese trugen durch ihre Arbeit in den damaligen Schlüsselsektoren der Walliser Wirtschaft (Wasserkraftwerke, Bauwesen und Tourismus) massgeblich zur Modernisierung unseres Kantons bei. Dank der ausländischen Arbeiter konnte jede Region ihr Potenzial entwickeln, ohne dabei auf die einheimische erwerbstätige Bevölkerung mit ihren abweichenden Lohnvorstellungen und Berufswünschen zurückgreifen zu müssen. Nach 1945 war das Wallis mit der Schweizer Ökonomie und der Weltwirtschaft so eng verknüpft wie nie zuvor, gelangten doch 90% der Agrarprodukte ausserhalb des Kantons zum Verkauf, 75% des Umsatzes der Industrie wurden durch den Export erzielt, die ausländischen Gäste in den Tourismusorten waren zahlreicher als die schweizerischen und ein grosser Teil der Arbeiter stammte aus dem Ausland.<sup>119</sup>

<sup>118</sup> *Evéquo-Dayen, Le Valais et les étrangers depuis 1945*, S. 122–189.

<sup>119</sup> *Ebd.*, S. 128f.

Zwischen 1953 und 1990 erhielten rund 800'000 Personen die Erlaubnis im Wallis zu arbeiten. Die Ausländer mit dem Saisonierstatut (Ausweis A) durften höchstens neun Monate in der Schweiz arbeiten und mussten dann das Land für drei Monate verlassen. Die Saisoniers durften weder den Arbeitgeber noch die Arbeitsbranche wechseln und der Familiennachzug blieb ihnen in der Regel verwehrt. Hingegen durften die Inhaber einer Jahresaufenthaltsbewilligung (Ausweis B) das ganze Jahr in der Schweiz arbeiten und ihre Familie mitbringen. Wer während vier aufeinanderfolgenden Jahren als Saisonier mindestens 36 Monate gearbeitet hatte, konnte die Aufenthaltsbewilligung B beantragen, welche jedoch wie das Saisonierstatut der Kontingentierung des Bundes unterlag. Voraussetzung für die unbefristete Niederlassungsbewilligung (Ausweis C), welche die Ausländer arbeitsrechtlich mit den Schweizern gleichstellte, war der Ausweis B und ein ununterbrochener zehnjähriger Aufenthalt in der Schweiz. Die Grenzgänger/-innen mussten die Schweizer jeden Abend verlassen und in einer von den Bundesbehörden festgelegten Zone leben. Die Frauen und Männer, die zwischen 1953 und 1990 im Wallis arbeiteten, stammten aus Italien (53%), Frankreich (7%), Deutschland (3%), Österreich (2%), Spanien (12%), Portugal (9%), Jugoslawien (6%) und der Türkei (0,1%). Die Jugoslawen und Portugiesen wurden allerdings erst 1980 beziehungsweise 1981 von den Statistiken der kantonalen Fremdenpolizei erfasst. Hinzu kommt, dass der Anteil der Italiener höher ausfallen würde, wenn bereits seit 1946 verlässliche Statistiken bestünden.

Die italienische Einwanderung nach 1945 erinnert in ihrem Ausmass an diejenige um die Jahrhundertwende. Die Italiener fanden vor allem im Tief- und Hochbau, aber auch in der Metallindustrie Arbeit. Der Höhepunkt wurde 1964 und 1972 mit jeweils über 28'000 Arbeitsbewilligungen erreicht. Zwischen 1953 und 1961 stellte man 90% aller Arbeitsbewilligungen an Italiener aus. Da es sich von 1954 bis 1958 in 80–85% der Fälle um saisonale Bewilligungen handelte, kann wohl davon ausgegangen werden, dass die Italiener in dieser Kategorie stark vertreten waren. Nach dem Ende der Stauwerkbauten gab es für rund 30% der Italiener keine Arbeit in unserem Kanton mehr. Die Spanier/-innen wurden von den kantonalen Statistiken erst 1963 erfasst, obwohl sich ihre Zahl bereits auf 2138 Personen belief. Sie arbeiteten am häufigsten in der Hotellerie und auf dem Bau, aber auch als Hausangestellte, in der Metallindustrie und der Landwirtschaft. 1972 stellten die Spanier/-innen mehr als ein Viertel aller ausländischen Arbeitskräfte und gingen ihrer Arbeit vor allem im Bausektor nach.

Die deutsche Einwanderung erreichte 1963 mit 1576 Personen ihren Höhepunkt, wobei die Deutschen die Metallindustrie und Hotellerie bevorzugten. Die



*Abb. 11: Italienische Gastarbeiterin in Brig (1970)  
(Foto: Oswald Ruppen, Mediathek Martinach)*

Franzosen und Österreicher lassen sich nicht wie die anderen Nationalitäten bestimmten Sektoren zuweisen.<sup>120</sup>

### 3.10.2 *Wirtschaftskrise, wirtschaftliche Erholung und die neuen Immigranten (1975–1990)*

Die Wirtschaftskrise von 1975 verringerte die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte im Wallis stärker als in der Schweiz, verlor doch der Kanton zwischen 1973 und 1976 die Hälfte der ausländischen Arbeiter/-innen. Die Krise beeinflusste auch die italienische Einwanderung, die zwischen 1974 und 1975 um 42% abnahm. Die Zahl der Italiener/-innen sank im Wallis bis 1988 kontinuierlich, wobei es sich hier allerdings um eine gesamtschweizerische Entwicklung handelt.

Der Rückgang der italienischen Bevölkerung beruhte nicht nur auf der schlechteren Wirtschaftslage der Schweiz und den durch die Überfremdungsinitiativen der 1970er Jahre ausgelösten Spannungen, sondern auch auf dem industriellen Aufschwung Italiens. Ausserdem entsprach der Walliser Arbeitsmarkt, der sehr stark auf Saisoniers ausgerichtet war, immer weniger den Erwartungen der ausländischen Arbeitskräfte, für die die Kantone Waadt und Genf weitaus attraktiver waren. Im Jahr 1981 sank die Zahl der italienischen und spanischen Saisoniers im Wallis um 10%.

Die Hotellerie, der Hoch- und Tiefbau stellten nun Portugiesen und Jugoslawen ein. 42% der Saisoniers stammten aus Portugal, 27% aus Jugoslawien. Zwischen 1975 und 1988 nahm das Wallis mehr Jugoslawen auf als der Kanton Genf und 1990 arbeiteten in unserem Kanton mehr Portugiesen als im Kanton Zürich, was aber auch damit zusammenhängen könnte, dass Portugiesen leichter Französisch als Deutsch lernen.

Infolge der Wirtschaftskrise wurden sowohl in der Schweiz wie in unserem Kanton weniger jährliche Arbeitsbewilligungen erteilt. Auf schweizerischer Ebene sank deren Zahl von 239'755 im Jahr 1975 auf 117'146 im Jahr 1980. Im Wallis ging 1990 die Hälfte aller ausgestellten jährlichen Arbeitsbewilligungen an Portugiesen. Die Zahl der Saisoniers stieg im Wallis nach einer kurzen Phase der Stagnation selbst in Rezessionsphase von 1975 bis 1981 an. Zwischen 1975 und 1980 verliessen viele durch die Rezession oder das soziale Klima entmutigte Italiener und Spanier mit Ausweis C unseren Kanton. Allerdings stellten die Italiener mit 47% und die Spanier mit 14% immer noch den Hauptharst aller ausländischen Arbeitskräfte.

<sup>120</sup> *Évéquoz-Dayen, Le Valais et les étrangers depuis 1945*, S. 137–140.

Die Krise führte auch zu einem Rückgang der Grenzgänger, deren Zahl aber 1978 wieder leicht anstieg. Von 1981 bis 1988 verringerte sich der Bestand der italienischen Grenzgänger, währenddem derjenige der Franzosen sich vergrösserte.

*Tab. 6: Ausländer nach Arbeitsbewilligungen  
in der Schweiz und im Wallis in Prozent<sup>121</sup>*

Jahr	Ausweis C		Ausweis B		Ausweis A		Grenzgänger	
	Schweiz	Wallis	Schweiz	Wallis	Schweiz	Wallis	Schweiz	Wallis
1960	14,2%	15,9%	50,5%	18,7%	27,5%	63,8%	7,8%	1,6%
1970	20,9%	20,7%	51,5%	24,3%	18,5%	50,7%	9,0%	4,3%
1980	52,5%	31,2%	17,8%	15,3%	15,6%	45,8%	14,2%	7,7%
1990	50,7%	31,6%	17,6%	22,8%	12,7%	36,7%	18,9%	8,9%

Die grossen Unterschiede im Vergleich mit der Schweiz sind auf die Walliser Wirtschaftsstrukturen zurückzuführen, denn im Hoch- und Tiefbau, der Hotellerie und der Landwirtschaft waren aus ökonomischen Gründen Saisoniers gefragt. Ausserdem verfolgten die Walliser Behörden ab 1953 eine restriktive Niederlassungspolitik. Weil die Schweiz im Gegensatz zum Wallis seit den 1950er Jahren viele Arbeitsbewilligungen ausstellte, erhielten mehr ausländische Arbeitskräfte nach Ablauf der Wartefrist das definitive Niederlassungsrecht (Ausweis C).<sup>122</sup>

*Tab. 7: Verteilung der ausländischen Arbeitskräfte  
nach Sektor in der Schweiz und im Wallis in Prozent<sup>123</sup>*

Jahr	1. Sektor		2. Sektor		3. Sektor	
	Schweiz	Wallis	Schweiz	Wallis	Schweiz	Wallis
1960	7,1%	10,9%	62,6%	56,2%	30,3%	32,7%
1970	2,5%	4,8%	67,4%	58,4%	27,0%	36,0%
1980	3,7%	5,9%	59,7%	39,0%	36,4%	54,2%
1990	2,3%	8,6%	54,9%	36,5%	42,1%	54,7%

121 Ebd., S. 142, Tabelle 27.

122 Ebd., S. 140–142.

123 Ebd., S. 136, Tabelle 26.

Die Entwicklung in den drei Sektoren verlief in der Schweiz und im Wallis unterschiedlich: Im Agrarsektor lag der Anteil der Arbeitskräfte in unserem Kanton höher, zwischen 1980 und 1990 stiegen die Zahlen sogar an, während in der Schweiz der prozentuale Anteil der in der Landwirtschaft arbeitenden Ausländer sank. Mit Blick auf den zweiten Sektor fällt auf, dass im Wallis die Krise von 1975 zu einem grösseren Rückgang der ausländischen Arbeiter führte. Wegen der Rezession verlor der in den 1960er und frühen 1970er Jahren aufgeblähte Hoch- und Tiefbau an Bedeutung. Generell lagen die Walliser Zahlen im Industriesektor aber immer deutlich unter dem schweizerischen Mittel. Dagegen gewann der 3. Sektor wegen des Tourismus immer mehr an Bedeutung und beschäftigte 1980 bereits mehr als die Hälfte aller ausländischen Arbeitskräfte und übertraf die schweizerischen Zahlen bei weitem, was nicht überrascht, übten doch 1980 ein Drittel aller arbeitenden Personen im Wallis Berufe aus, die direkt oder indirekt mit dem Tourismus in Verbindung standen.<sup>124</sup>

Tab. 8: *Ausländische Wohnbevölkerung im Wallis von 1950 bis 1990*<sup>125</sup>

Jahr	Gesamtbevölkerung	Wachstum in %	Ausländer	Wachstum in %	Ausländeranteil in %
1950	159 178	–	4 999	–	3,1 %
1960	177 783	11,7 %	10 185	103,7 %	5,7 %
1970	206 563	16,2 %	21 254	108,7 %	10,3 %
1980	218 707	5,9 %	19 895	-6,4 %	9,1 %
1990	243 705	11,4 %	30 900	55,3 %	12,7 %

Die Entwicklung der Ausländerzahlen im Kanton Wallis waren eng mit der Wirtschaftslage verknüpft: Nach dem starken Anstieg in den Jahren 1950–1970, einer Periode, in der viele Saisonniers mit der Zeit eine jährliche Arbeitsbewilligung erhielten und ihre Familien nachzogen, nahm die Zahl der Ausländer/-innen während der Rezessionsphase Mitte der 1970er Jahre wieder ab. Zwischen 1974 und 1979 verringerte sich die ausländische Wohnbevölkerung um 3214 Personen. Die wirtschaftliche Krise und das sich durch die Überfremdungsinitiativen verschlechternde soziale Klima führten ab 1974 zu einem Anstieg der Einbürgerungen, was bis 1985 ein jährliches Mittel von 172 Naturalisationen ergibt. Von 1980 an wuchs die ausländische Wohnbevölkerung leicht, nach vier Jahren erreichte sie

124 *Évéquoz-Dayen*, Le Valais et les étrangers depuis 1945, S. 136.

125 Ebd., S. 144, Tabelle 28.

die Zahlen vor der Krise und danach beschleunigte sich ihr Wachstum; 1985 wurden 3169 Arbeitsbewilligungen (Ausweis B) ausgestellt und 1990 gar 7592.

Zwischen 1950 und 1990 versechsfachte sich die ausländische Wohnbevölkerung, was jedoch nicht so stark ins Gewicht fiel, weil die einheimische Einwohnerschaft ebenfalls stark zunahm. Deshalb lag das Wallis 1990 mit 12,7% Ausländeranteil unter dem schweizerischen Mittel von 16%. Am meisten Ausländer zählten die Bezirke im Mittel- und Unterwallis; in Siders und Monthey waren 1990 20% der Gesamtbevölkerung Ausländer/-innen. Dagegen lag der Ausländeranteil in den Bezirken Goms, Raron und Hérens unter 4%.

Schaut man sich die kantonalen Statistiken von 1981 bis 1990 an, kann festgestellt werden, dass die Italiener 1981 noch 54% der Ausländer stellen, die Spanier folgen mit 13%, die erstmals erfassten Portugiesen und Jugoslawen kommen auf je 3%. 1990 hat sich die Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung im Wallis stark verändert: Der Anteil der Italiener ist auf 30% gesunken, derjenige der Portugiesen auf 26% gestiegen, die Spanier folgen mit 10% und knapp dahinter liegen schon die Jugoslawen mit 9%.<sup>126</sup>

### *3.10.3 Einbürgerungen*

Wenden wir uns abschliessend noch den Einbürgerungen zu. Von 1945 bis 1990 wurden 3945 Personen im Wallis Schweizer Staatsbürger, wobei die erleichterten Einbürgerungen von Kindern, die Walliser Mütter hatten oder Walliserinnen, die einen Ausländer geheiratet hatten und durch das eidgenössische Gesetz von 1952 ihre Schweizer Nationalität wiedererlangen konnten, bei diesen Zahlen nicht berücksichtigt sind. Wie bereits erwähnt, stieg die Zahl der Einbürgerungen zwischen 1975 und 1985 stark an, wurden doch in diesem Zeitraum 1890 Personen eingebürgert. Worauf ist dieser Anstieg zurückzuführen? Seit 1970 bemühten sich die eidgenössischen Behörden stärker um die Integration der Ausländer/-innen und dazu gehörte als letzter Schritt die Einbürgerung. Die wohlwollendere Haltung der Walliser Regierung und der Gemeinden und eine aktivere Informationspolitik trugen sicher dazu bei, dass die Fremden eine Einbürgerung in Erwägung zogen. Allerdings bestanden bei der Walliser Fremdenkontrolle Vorbehalte gegen die Einbürgerungen, befürchtete man doch 1952, dass infolge des oberwähnten Bundesgesetzes mehr Aufenthaltsbewilligungen für ausländische Gatten von Schweizerinnen ausgestellt werden müssten. Aber bereits fünf Jahre später räumte dieselbe Behörde ein, dass es unmenschlich sei, mit Walliserinnen verheiratete Saisonniers für drei Monate zum Verlassen des Kantons zu zwingen.

126 Ebd., S. 144–146.

1975 und 1976 stellten die Italiener/-innen fast die Hälfte aller Eingebürgerten, danach gingen die Zahlen wieder stark zurück. Vielleicht bewogen die damalige schwierige wirtschaftliche Lage und die Überfremdungsinitiativen die lange im Wallis ansässigen Italiener zu diesem Schritt. Auch bei den Deutschen und Spaniern lag die Zahl der Eingebürgerten im Jahr 1976 am höchsten.

Gemäss Statistiken des Zivilstandsamtes, die sich nur auf die Jahre 1973 bis 1990 beziehen, stammte rund ein Drittel der Eingebürgerten aus Italien, 9,1 % aus Frankreich, 7,7 % aus Deutschland und 5 % aus Belgien. Der Vollständigkeit halber seien auch die Schweizer/-innen erwähnt, die das Walliser Kantonsbürgerrecht erwarben und deren Anteil einen Viertel betrug. Insgesamt wurden in diesem Zeitraum Personen aus 43 verschiedenen Ländern eingebürgert, wobei der allergrösste Teil aus grenznahen und/oder nicht weit entfernten europäischen Regionen stammte.

Aufschlussreich ist ein Blick auf die Bürgergemeinden, die von 1975 bis 1988 am meisten Ausländer/-innen aufnahmen: Von den damals 163 bestehenden Gemeinden, nahmen nur 26 mehr als 10 Personen in die Bürgergemeinde auf. Mex, ein oberhalb von Saint-Maurice gelegenes Dorf mit 81 Einwohnern (1985), bürgerte zwischen 1970 und 1985 rund 100 Personen ein und stand damit nach Sitten, Monthey, Conthey, Siders, aber noch vor Martinach an fünfter Stelle. Auch die kleine Gommer Gemeinde Steinhaus füllte ihre Kasse durch Einbürgerungen, denn sie nahm zwischen 1973 und 1988 fast so viele Personen auf, wie sie 1985 Einwohner (25) zählte. Zum Beispiel bürgerte Steinhaus 1986 zwei in Crans wohnhafte Iranerinnen für je 8000 Franken ein, welche in Icoigne bei Lens 15'000 Franken hätten bezahlen müssen. 1990 nahm das Walliser Volk das kantonale Gesetz über die Bürgergemeinden an, welches den Höchstbetrag für eine Einbürgerung auf 15'000 Franken festlegte. Die hohen Einkaufssummen und der Verzicht auf die ursprüngliche Staatsbürgerschaft hielten viele Ausländer/-innen von der Naturalisation ab.<sup>127</sup>

Chantal Delli untersuchte in einer sozialwissenschaftlichen Arbeit, über welchen Gestaltungsspielraum die Bürgergemeinden Monthey und Zermatt bei ordentlichen Einbürgerungen verfügten. Zermatt nahm zwischen 1981 und 2001 keine Ausländer als Bürger auf. Wie war das möglich? Die Bürgergemeinde Zermatt betonte, dass der Erwerb des Zermatter Bürgerrechts sehr schwierig und mit hohen Kosten (15'000 Franken) verbunden sei. Ausserdem würden Gesuche von ausländischen Kandidaten von der Bürgerversammlung abgelehnt. Man verwies die Interessenten an die kantonale Dienststelle in Sitten, wo man den einbürgerungswilligen Ausländern mitteilte, dass sie in einigen Gemeinden das Bürgerrecht erlangen konnten, ohne je dort gewohnt zu haben. Im Gegensatz zu Mex

127 *Evéquoiz-Dayen*, Le Valais et les étrangers depuis 1945, S. 122–189.



und Vérossaz war in Monthey und Zermatt der Erwerb des Bürgerrechts jedoch an den Wohnsitz gebunden. In Monthey mussten die Kandidatinnen und Kandidaten die französische Sprache beherrschen, beruflich und sozial in der Gemeinde integriert sein und keine Straftaten verübt haben, hingegen wurden Kenntnisse über die Wohngemeinde oder die Bürgergemeinde weit weniger stark gewichtet. Monthey nahm ausschliesslich Personen ins Bürgerrecht auf, die als sozial integriert galten.<sup>128</sup>

In den letzten Jahren haben die Einbürgerungen im Kanton Wallis stark zugenommen. Dies ist wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass seit 1992 in der Schweiz die doppelte Staatsbürgerschaft erlaubt ist und seit 2007 die Ausländer von der Einwohnergemeinde eingebürgert werden,<sup>129</sup> die wie Bund und Kanton nur mehr die Verfahrenskosten erhebt. Dies bedeutete gleichzeitig das Ende einer fragwürdigen Einbürgerungspolitik, mit der sich einerseits kleine Bürgergemeinden die Kassen füllten und reiche durch überrissene Einbürgerungssummen ihren Besitzstand wahrten. Insgesamt belaufen sich heute die Kosten für eine Einbürgerung zwischen 950 bis 1450 Franken für eine Einzelperson. Für Familien liegt der Betrag rund 250 Franken höher.<sup>130</sup> Der bisherige Höchststand wurde 2011 mit 1987 Einbürgerungen verzeichnet; 2013 waren es 1614 und 2014 liessen sich 1501 Personen im Wallis einbürgern.<sup>131</sup>

### 3.11 *Desiderata zur Einwanderungsforschung*

Seit den 1990er Jahren steht die Einwanderung immer wieder im Fokus der Walliser Geschichtsschreibung, so dass das 19. Jahrhundert und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mittlerweile gut erforscht sind. Wie bei der Auswanderung gilt es nun das Augenmerk auf die Zeit nach 1945 zu richten.

Es gibt noch keine Langzeitstudien über die italienischen oder spanischen Familien, wie wir sie etwa aus der Heimatlosenforschung kennen. Mikrohistorische Studien könnten die verschiedenen Etappen des Migrationsprozesses mit ihren Hemmnissen und der Reise ins Zielland untersuchen und dabei dieselbe Methodologie wie in der Geschichtsschreibung über die Schweizer Auswanderung

128 Vgl. *Delli*, Walliser Bürgergemeinden, S. 116–119.

129 Handbuch Bürgerrecht, Kanton Wallis. Gesetz über das Walliser Bürgerrecht vom 18. November 1994, hg. vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, [<https://www.sem.admin.ch/dam/data/sem/rechtsgrundlagen/weisungen/buergerrecht/hb-bueg-kap1-d.pdf>], S. 25.

130 Die Zahlen wurden nach den Angaben der Dienststelle für Bevölkerung und Migration des Kantons errechnet [<https://www.vs.ch/web/spm/naturalisation>].

131 Vgl. die Dateien «Erwerb des Schweizer Bürgerrechts nach Kanton, Geschlecht, Land der früheren Staatsangehörigkeit, Art des Erwerbs und Alter», 2011, 2013 und 2014 [<https://www.pxweb.bfs.admin.ch>].

anwenden. Um die Wanderungsbewegungen und die Motive der Immigranten besser zu verstehen, macht es Sinn, die Informationsflüsse, die Erfahrungen bereits emigrierter Verwandter oder Bekannter und die bestehenden Netz- und Hilfswerke zu untersuchen.<sup>132</sup>

Über das Vereinswesen (zum Beispiel die *Colonia Italiana* in Naters und Sitten) und die sozialen Netzwerke im Wallis existieren leider keine wissenschaftlichen Forschungen. Die Immigranten sollten vermehrt als Akteure<sup>133</sup> in die Geschichte des Wallis einbezogen werden: Welche Rolle spielten sie beispielsweise in den Gewerkschaften, in der Kultur und im Sport? Hatte ihre Präsenz Auswirkungen auf die einheimische Esskultur? Wie veränderten sie das Wallis? Welches Bild des Wallis vermittelten sie ihren Verwandten im Ursprungsland? Warum wählten sie das Wallis als Einwanderungsregion? Wie reagierten sie auf wirtschaftliche Krisen und Fremdenfeindlichkeit?

Inwiefern unterscheiden sich die verschiedenen Nationalitäten und Generationen in Bezug auf die Berufswahl und den sozialen Aufstieg? Wie häufig sind Heiraten mit Schweizer/-innen? Ein interessantes, noch brachliegendes Forschungsfeld stellt die Einwanderung der Portugiesen ins Wallis dar, deren Anteil an der gesamten ausländischen Bevölkerung sich Ende Dezember 2014 auf 38,1 % belief. Dasselbe gilt für die Serben (2,8 %), Kosovo-Albaner (3 %), Mazedonier (2,3 %) und Kroaten (1 %). Derartige Studien setzen jedoch die Kenntnis der jeweiligen Sprache voraus. Frankreich (12,2 %) und Italien (12,1 %) weisen fast gleiche Anteile auf, während die Deutschen (4,5 %) zahlreicher als die Spanier (3,1 %) vertreten sind. Belgien und Grossbritannien liegen bei 1,9 %.

Es fällt auf, dass fast jeder zehnte Ausländer/-in im Jahr 2014 aussereuropäische Wurzeln hatte, wobei alle Kontinente vertreten sind. An der Spitze stehen China (1,1 %), Eritrea (0,8 %), Brasilien (0,5 %) und Sri Lanka (0,4 %).<sup>134</sup> Hier spielen wohl die Flüchtlinge (Eritrea und Sri Lanka), Heiraten und die Globalisierung eine gewisse Rolle. Die aussereuropäische Einwanderung in den Kanton Wallis ist ebenfalls noch unerforscht und wird in den nächsten Jahren wahrscheinlich an Bedeutung gewinnen.

Auch nach dem Jubiläumsjahr 2015 bleibt das Wallis in Bewegung: nach innen und aussen.

132 Vgl. dazu *Skenderovic*, *L'immigration en Suisse*, S. 33–35.

133 Vgl. dazu *ders.*, *Vom Gegenstand zum Akteur*, S. 10–14.

134 Die Werte wurden nach den Tabellen des Bundesamts für Statistik sortiert und errechnet [<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/02/blank/data/01.html>], Ständige und nichtständige Wohnbevölkerung nach Geburtsort und Staatsangehörigkeit.

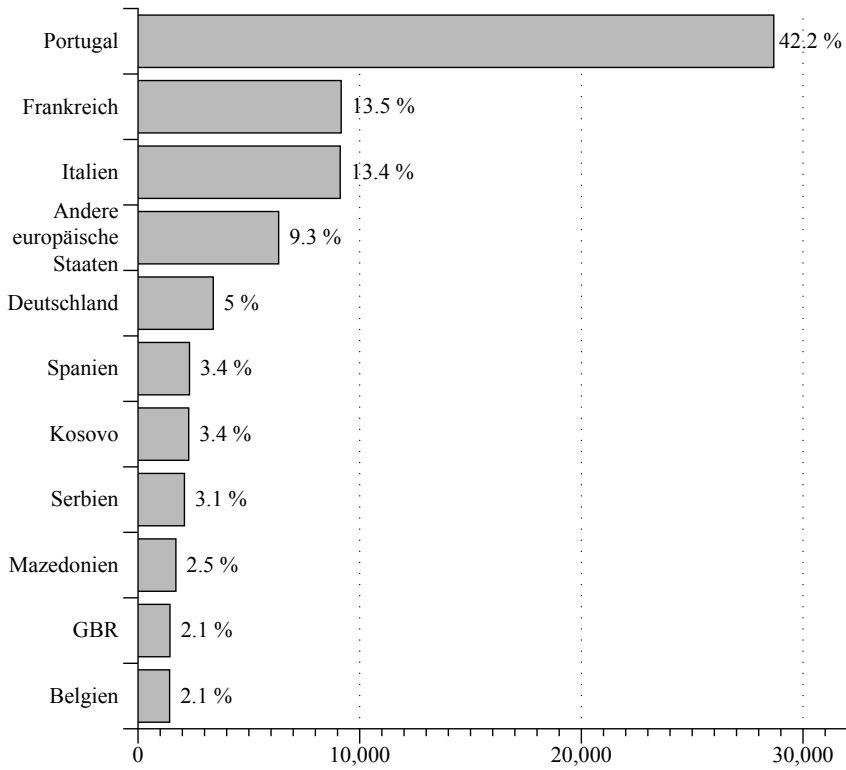


Abb. 12: Wichtigste europäische Herkunftsländer der ausländischen Wohnbevölkerung im Wallis 2014 (Quelle: Bundesamt für Statistik)

4 Bibliographie/Migration/Forschungsbericht

- Abegg, Bruno/Lüthi, Barbara*, Small Number – Big Impact. Swiss Immigration to the USA, Zürich 2006.
- Ammann, Hans-Robert*, L'émigration proche dans les Alpes valaisannes au XV<sup>e</sup> siècle: l'exemple de Zermatt, in: *Vallesia XLVII* (1992), S. 251–287.
- Anderegg, Klaus*, Ursachen und Anlässe der Walliser Auswanderung im 19. Jahrhundert, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 87–123.
- Ders.*, Auswanderung als Prozess. Bemerkungen zur Walliser Wanderungsgeschichte nach Übersee, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère, (Ethnologische Reihe 2) Sitten 1991, S. 133–159.
- Ders.*, Die Kolonie San Jerónimo Norte in der Argentinischen Pampa. Die Entstehung des «Argentinischen Wallis», in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 161–183.
- Ders.*, Einzelauswanderung aus dem Oberwallis nach den Vereinigten Staaten, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 185–201.
- Anderegg, Klaus/Broda, May B./Goehrke, Carsten/Tobler, Hans Werner/Voegeli, Josef/Ziegler-Witschi, Béatrice*, Zu Stand und Aufgaben schweizerischer Wanderungsforschung, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 37 (1987), Nr. 3, S. 303–332.
- Antonietti, Thomas*, Die Handlanger des Krieges und ihre noblen Unternehmer: Eine ethnographische Betrachtung der Walliser Solddienste im 18. und 19. Jahrhundert, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnologie (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 27–74.
- Ders./Anderegg, Klaus*, Die alte und die neue Heimat, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 263–271.
- Arlettaz, Gérald*, L'émigration: un enjeu politique cantonal et national (1848–1888), in: *Vallesia XLVI* (1991), S. 67–81.
- Ders.*, La Nouvelle Société Helvétique et les Suisses à l'étranger (1914–1924). Aspects de la construction d'un nationalisme de type ethnique, in: *Etudes et sources. Publications des Archives fédérales suisses* 28 (2002), S. 37–64.

- Ders.*, Les transformations économiques et le développement du Valais 1850–1914, in: Développement et mutations du Valais, hg. von der Groupe valaisan de sciences humaines, Sitten 1976, S. 9–62.
- Ders./Arlettaz, Silvia*, La Suisse et les étrangers. Immigration et formation nationale (1848–1933), Lausanne 2004.
- Dies.*, L’immigration en Suisse depuis 1848. Une mémoire en construction, in: Geschichtsforschung in der Schweiz. Bilanz und Perspektiven – 1991, Basel 1992, S. 137–147.
- Dies.*, Les étrangers et la nationalisation du Valais 1895–1945, in: Groupe valaisan de sciences humaines (Hg.), Le Valais et les étrangers XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> (Société et culture du Valais contemporain 5), Sitten 1992, S. 63–121.
- Arnold, Franco*, «Unsere Kriegsgäste» oder «Verräter ihres Landes». Die Wahrnehmung der ausländischen Bevölkerung im Oberwallis während des Ersten Weltkriegs, in: Blätter aus der Walliser Geschichte (im Folgenden zit. als BWG) XLIV (2012), S. 95–180.
- Behringer, Wolfgang*, Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte, München 2015.
- Carron, Alexandre/Carron, Christophe*, Nos cousins d’Amérique, Histoire de l’émigration valaisanne en Amérique du Sud au XIX<sup>e</sup> siècle, 2 Bde., Siders 1986/1990.
- Cheda, Giorgio/Raggi, Michele*, Dalla Russia senza amore. Un emigrante ticinese testimone della Rivoluzione comunista, Locarno 1995.
- Davatz, Sylvester/Davatz, Thomas*, Bitterer Kaffee – ein Bündner Lehrer in Brasilien, in: *Dietrich, Eva/Rossfeld, Roman/Ziegler, Béatrice*, Der Traum vom Glück. Schweizer Auswanderung auf brasilianische Kaffeepflanzungen 1852–1888, Baden 2003, S. 22–40.
- David, Thomas/Bouda, Etamad/Schaufelbuehl, Janick Marina*, La Suisse et l’esclavage des Noirs, Lausanne 2005.
- Delli, Chantal*, Der Gestaltungsspielraum der Walliser Burgergemeinden im ordentlichen Einbürgerungsverfahren. Ein Vergleich zwischen Monthey und Zermatt, in: *Steiner, Pascale/Wicker Hans-Rudolf* (Hg.), Paradoxien im Bürgerrecht. Sozialwissenschaftliche Studien zur Einbürgerungspraxis in Schweizer Gemeinden, Zürich 2004, S. 109–120.
- Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg 17), Zürich 2001.
- Dietrich, Eva/Rossfeld, Roman/Ziegler, Béatrice*, Der Traum vom Glück. Schweizer Auswanderung auf brasilianische Kaffeepflanzungen 1852–1888, Baden 2003.
- Évéquoz-Dayen, Myriam*, Le Valais et les étrangers depuis 1945, in: Groupe valaisan de sciences humaines (Hg.), Le Valais et les étrangers XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> (Société et culture du Valais contemporain 5), Sitten 1992, S. 123–189.

- Évéquoz, Francine*, Une forme de migration: l'abandon, in: Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 213–225.
- Fauri, Francesca*, Storia economica delle migrazioni italiane, Bologna 2015, S. 110–116.
- Fayard Duchêne, Janine*, Les origines de la population de Sion à la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle: Bourgeois, habitants perpétuels et tolérés (Beih. zu Vallesia 4), Sitten 1994.
- Fibicher, Arthur*, Walliser Geschichte, Bd. 3.1: Die Neuzeit, Sitten 1993.
- Führer, Johannes*, Die Südwälder im 20. Jahrhundert. Transformation, Assimilation und Affirmation der Wälder im Aostatal, im Piemont, im Tessin und im Wallis (BWG XXXIV), Brig 2002.
- Furter, Reto/Head-König, Anne-Lise/Lorenzetti, Luigi* (Hg.), Les migrations de retour – Rückwanderungen (Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen 14), Zürich 2009.
- Gally-de Riedmatten, Louiselle*, Le soldat valaisan au Service de l'Empereur Napoléon: un service étranger différent (1806–1811), in: Vallesia LIX (2004), S. 1–197.
- Giovanola, Marie*, L'immigration piémontaise à Monthey 1880–1914, in: Annales valaisannes (2008), S. 9–60.
- Goehrke, Carsten*, Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), Nr. 3, S. 291–324.
- Hensel, Silke*, Ein Kontinent in Bewegung. Bevölkerungsentwicklung und Migration in Lateinamerika, in: *Kaller-Dietrich, Martina/Pothast, Barbara/Tobler, Hans Werner* (Hg.), Lateinamerika im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2004, S. 77–98.
- Imboden, Gabriel*, Herbst 1939. Mobilmachung, in: Herbst 1939: Bängen und Entschlossenheit, hg. vom OK «Diamant» Brig/Simplon, Brig 1991, S. 29–118.
- Kämpfen, Werner*, Ein Bürgerrechtsstreit im Wallis rechtlich und geschichtlich betrachtet: Darstellung eines Bürgerrechtshandels aus den Jahren 1871/1889 und Untersuchungen über das Walliser Geteilschafts-, Burgerschafts- und Gemeindegewesen, Zürich 1942.
- Lasserre, André*, La politique vaudoise envers les réfugiés victimes du nazisme, 1933 à 1945, Lausanne 2000.
- Maeder, Eva/Niederhäuser, Peter*, Käser, Künstler, Kommunisten. Vierzig russisch-schweizerische Lebensgeschichten aus vier Jahrhunderten, Zürich 2009.
- Mauron, Christophe*, La Réincarnation d'Helvétia. Histoire et mémoire des émigrés suisses à Baradero (Argentine), Freiburg 2004.
- Maye, Eric*, L'émigration valaisanne en Algérie au XIX<sup>e</sup> siècle, in: Annales valaisannes (1997), S. 131–231.

- Michael-Caflisch, Peter*, Hier hört man keine Glocken. Geschichte der Schamser Auswanderung nach Amerika und Australien, Baden 2008.
- Michielan, David*, Camps et homes d'accueil valaisans, in: *Annales valaisannes* (2005), S. 69–114.
- Nichtawitz-De Pablos, Marie-José*, Sion et ses immigrés en 1870: Contribution à l'étude des migrations dans le canton du Valais, in: *Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis*, hg. vom Kantonalen Museum für Geschichte und Ethnographie Valère (Ethnologische Reihe 2), Sitten 1991, S. 205–212.
- Nicoulin, Martin*, La Genèse de Nova Friburgo. Emigration et colonisation suisse au Brésil 1817–1827, Fribourg 1972.
- Oggier, Gabriel/Jullier, Emilio B.*, Historia de San Jerónimo Norte: una colonia agrícola-ganadera de inmigrantes suizos en la República Argentina, Esperanza 1999.
- Oltmer, Jochen*, Globale Migration. Geschichte und Gegenwart (Beck'sche Reihe), München 2012.
- Papilloud, Jean-Henri*, La population valaisanne à l'époque contemporaine, in: Groupe valaisan de sciences humaines (Hg.), *Développement et mutations du Valais (Société et culture du Valais contemporain 2)*, Sitten 1976, S. 63–125.
- Ders.*, Les étrangers et l'intégration du Valais au XIX<sup>e</sup> siècle, in: Groupe valaisan de sciences humaines (Hg.), *Le Valais et les étrangers XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> (Société et culture du Valais contemporain 5)*, Sitten 1992, S. 11–61.
- Putallaz, Pierre-Alain*, Le service étranger vu à travers l'étude des enfants du grand bailli Michel Dufour: Louis, Pierre-Marie, Adrien, Marguerite, Casimir, Frédéric et Pauline, dite aussi Henriette, in: *Vallesia LVIII* (2003), S. 1–230.
- Rey, Urs*, Demografische Strukturveränderungen und Binnenwanderung in der Schweiz 1850–1950, Freienwil 2003 [<http://opac.nebis.ch/ediss/20030022.pdf>].
- Riekenberg, Michael*, Kleine Geschichte Argentinien (Beck'sche Reihe), München 2009.
- Ritzmann-Blickenstorfer, Heiner*, Alternative Neue Welt. Die Ursachen der schweizerischen Überseeauswanderung im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Zürich 1997.
- Roth, Simon*, L'opinion publique et la question du refuge, in: *Annales valaisannes* (2005), S. 115–140.
- Ders.*, Une mémoire en pièces détachées?, in: *Annales valaisannes* (2005), S. 161–176.
- Schelbert, Leo*, Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Zürich 1976.
- Schmid, Benno*, Die italienischen Arbeiter im Oberwallis. Ihr Leben und ihre Integration in Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft zur Zeit des Baus des ersten Splontunnels (1898–1906), in: *BWG XLIV* (2012), S. 1–94.

- Schwab, Andreas*, Abs. «Historiografie und Debatte ab 1945» im Art. «Weltkrieg, Zweiter», in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 13, Basel 2014, S. 375–389.
- Sieber, Basil*, Art. «Bürgergemeinde», in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 3, Basel 2003, S. 87f.
- Skenderovic, Damir*, L’immigration en Suisse, une histoire lente en construction, in: *Pâquet, Martin/Milani, Pauline/Skenderovic, Damir/Hauser, Claude*, Sociétés de migrations en débat. Québec-Canada-Suisse: approches comparées, Québec 2013, S. 25–40.
- Ders.*, Vom Gegenstand zum Akteur: Perspektivenwechsel in der Migrationsgeschichte der Schweiz, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 65 (2015), S. 10–14.
- Steinauer, Jean/Syburra-Bertelletto, Romaine*, Courir l’Europe. Valaisans au service étranger 1790–1870 (Cahiers du Musée d’histoire du Valais 10), Baden 2009.
- Van Dongen, Luc*, Le refuge des vaincus, in: *Annales valaisannes* (2005), S. 141–159.
- Veyrassat, Béatrice*, Réseaux d’affaires internationaux, émigrations et exportations en Amérique latine au XIX<sup>e</sup> siècle. Le commerce suisse aux Amériques, Genf 1994.
- Vernaz, Celia E.*, San José, colonie valaisanne en Argentine, in: *Annales valaisannes* (1991), S. 137–148.
- Voegli, Josef*, Die Rückkehr der Russlandschweizer 1917–1945, Zürich 1988.
- Vuilleumier, Marc*, Schweiz, in: *Bade, Klaus J./Emmer, Pieter C./Lucassen, Leo/Oltmer, Jochen* (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2010, S. 189–204.
- Willisch, Patrick*, Die Einbürgerung der Heimatlosen im Kanton Wallis (1850–1880), Visp 2004.
- Ders.*, Der Heimatlosenhandel zwischen einigen Ober- und Unterwalliser Gemeinden, in: *BWG XXXV* (2003), S. 125–141.
- Winiger, Anouschka*, La frontière et le refuge, in: *Annales valaisannes* (2005), S. 21–68.
- Dies.*, Le refuge à la frontière valaisanne. Saint-Gingolph durant la 2<sup>e</sup> Guerre Mondiale, in: *Annales valaisannes* (2003), S. 43–84.
- Ziegler, Béatrice*, Die Rolle der Frauen im schweizerischen Auswanderungsprozess, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 34 (1984), Nr. 3, S. 363–369.
- Dies.*, Schweizerinnen wandern aus, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 44 (1994), Nr. 2, S. 120–143.